

A close-up portrait of a young woman with curly brown hair, green eyes, and a nose ring. She is wearing a white top and a thin necklace. The background is a warm, golden-brown color.

Wir in Westfalen-Lippe

MENSCHEN UND IHRE GESCHICHTEN



Marc-Stefan Andres



Matthias Haslauer

Für den Journalisten Marc-Stefan Andres und den Fotografen Matthias Haslauer war der Auftrag eine Herzensangelegenheit: ein Buch über Westfalen und seine Menschen zu schreiben. Beide stammen aus der Region (Hagen und Emsdetten) und sind immer noch eng verbunden mit ihr. Sie arbeiten für Qualitätsmedien wie brandeins, Spiegel und DIE ZEIT, produzieren Bücher und Geschäftsberichte für Unternehmen und Organisationen und reisen für ihre Arbeit rund um die Welt. In Westfalen zu recherchieren, war für Marc-Stefan Andres und Matthias Haslauer besonders interessant – denn auch zu Hause lassen sich erzählenswerte Geschichten entdecken.

Wir in Westfalen-Lippe



MENSCHEN UND IHRE GESCHICHTEN



LWL-Direktor Matthias Löb

VORWORT

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

kennen Sie die norwegische Stadt Tromsø ganz im Norden Europas? Von Münster sind es bis dorthin etwa 2.050 Kilometer, Luftlinie versteht sich. Genauso lang wäre die Strecke, wenn wir einmal rund um Westfalen-Lippe fahren würden. Diese Dimension zeigt uns ungefähr, wie groß unsere Region ist – und damit auch, welche Vielfalt und Tiefe, wie viele Unterschiede und Gemeinsamkeiten es in einem solchen Raum wohl geben muss.

Vieles davon ist mir sehr bewusst. Einfach deswegen, weil ich als LWL-Direktor viel herumkomme, ebenso als Vorsitzender des Westfälischen Heimatbundes – und auch als begeisterter Wanderer habe ich Dinge entdeckt, die mir im Vorbeifahren sonst vielleicht entgangen wären.

Allerdings kann ich ebenso wie die meisten anderen von uns nicht alles sehen, spüren und verstehen, was in unserer Region so vor sich geht, in der die Landschaften so abwechslungsreich, die Städte so vielfältig und die Menschen sich in ungezählten Projekten für ein gutes Leben einsetzen.

So entstand die Idee, jemanden Westfalen-Lippe erfahren zu lassen, im doppelten Wortsinn. Wir haben deswegen den Journalisten Marc-Stefan Andres und den Fotografen Matthias Haslauer gebeten, eine Reise durch Westfalen-Lippe zu unternehmen. Wir haben für die beiden einige Zielpunkte definiert, um einen Rahmen zu schaffen, gleichzeitig hatten sie auch genügend Freiheit, um möglichst viel zu erleben. Der LWL spielt deswegen, obwohl er der Auftraggeber ist, nicht die größte Rolle in dem Buch. Das passt auch dazu, wie wir unsere Arbeit verstehen: Wir sind da, wir leisten, wir unterstützen. Und am Ende sind es die Menschen in der Region, um die es geht.

Marc-Stefan Andres und Matthias Haslauer haben sich für das Buch die Teilregionen Südwestfalen, Ruhrgebiet, Münsterland und Ostwestfalen-Lippe vorgenommen, um weitere Anhaltspunkte zu haben. An einem der Tage, an dem die beiden unterwegs waren, habe ich mich ihnen angeschlossen – für eine elf Kilometer lange Wanderung bei Schmallenberg im Sauerland. So konnten meine eigenen Gedanken an der frischen Luft und mittendrin in Westfalen fließen.

Dabei ist mir übrigens noch einmal klar geworden, warum wir für das vorliegende Buch – ein Werk aus Papier, mit Geruch und Haptik – das Print-Format gewählt haben. Es passt einfach sehr gut als Kontrast zu unserer immer digitaler werdenden Gegenwart, lässt uns vielleicht innehalten, hilft bei der Konzentration

auf das Wesentliche und die Fotos wirken auf diesen gedruckten Seiten besonders gut. Wir stellen die Inhalte auch online, auf unsere neue inklusive Homepage, auf der auch alle anderen wesentlichen Informationen über den LWL zu finden sind.

Wir hoffen, dass wir Ihnen mit diesem Reisebuch neue Blicke auf unseren Landesteil geben können und dass wir dabei auch vermitteln, was der LWL für Westfalen-Lippe bedeutet. Ich würde mich freuen, wenn Sie uns zeigen, was wir dieses Mal aus Platzgründen nicht mit hineingenommen haben, denn allein mit unseren eigenen Ideen hätten wir fünf Bücher füllen können. Lassen Sie uns gemeinsam dranbleiben und mailen Sie uns gerne Ihre Tipps an oeffentlichkeitsarbeit@lwl.org.

Ich wünsche Ihnen eine spannende und unterhaltsame Lektüre.

Ihr Matthias Löb
LWL-Direktor

VORWORT

02 **Vorwort von Matthias Löb, LWL-Direktor**

08

WESTFALEN-LIPPE

08 **Westfalen-Lippe in Zahlen und Fakten**
Vielfalt mal vier

10

SÜDWESTFALEN

- 12 **Schmallenberg: Eine Wanderung mit LWL-Direktor Matthias Löb**
Von Ehrenamt und Engagement
- 22 **Soest: 600 Baudenkmäler**
Heimliche Hauptstadt Westfalens
- 24 **Lippstadt: Ausbildung**
Menschen helfen, gemeinsam im Team

- 30 **Altena: Burg Altena**
Pracht auf dem Berg
- 32 **Möhnesee: Möhnetalsperre**
Das Westfälische Meer
- 34 **Marsberg: Psychiatrische Einrichtungen**
Tief verwurzelt in der Stadt
- 42 **Olsberg: Der Langenberg**
Ganz oben
- 46 **Burbach: Südlichster Punkt Westfalens**
Bauhaus im Siegerland
- 48 **Werl: Unternehmen in Westfalen**
Verantwortung übernehmen
- 52 **Siegen: Museum für Gegenwartskunst**
Der künstlerische Blick
- 54 **Winterberg: Naturschutz**
Auf dem Dach Westfalens



58

WESTFÄLISCHES RUHRGEBIET

- 60 **Unna: Emscher & Co.**
Das Leben ist ein langer ruhiger Fluss
- 62 **Bochum: Betreutes Wohnen**
Wenn sich Eltern von ihren behinderten Kindern lösen
- 70 **Dortmund: Das Dortmunder „U“**
Urbane Landmarke

- 72 **Dortmund: Psychiatrie**
Wie Formen, Farben und Licht heilen helfen
- 80 **Bochum: Schauspielhaus Bochum**
Bretter, die die Welt bedeuten
- 81 **Herne: LWL-Kulturdezernentin Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger**
Digitalisierung stärkt das Lernen und Erleben
- 84 **Hagen: Bildung und Kultur**
Studieren aus der Ferne
- 86 **Bochum und Paderborn: Förderschulen**
Jedes Kind lernt anders
- 96 **Haltern: Intensivwohngruppe des Jugendhilfezentrums**
Ein Schutzraum für die Schwächeren
- 104 **Herten: Industriemuseum**
Der Klangfänger
- 108 **Dortmund: Industriekultur**
Vorwärts in die Vergangenheit
- 111 **Ruhrgebiet: RuhrtalRadweg**
Ab aufs Rad



112

MÜNSTERLAND

- 114 **Beckum und Lippetal: Geografie**
Der Mittelpunkt Westfalens
- 118 **Münster: Zeitzeuge Josef Sudbrock**
Die Bedürfnisse aller Menschen beachten
- 126 **Münster: Vize-Chef und Kämmerer Dr. Georg Lunemann zum LWL-Budget**
Zahlen? Spannend und aufschlussreich!
- 130 **Isselburg: Westlichster Punkt Westfalens**
Kunst in prachtvollem Ambiente
- 134 **Bocholt: Industriekultur**
Alles neu, immer wieder
- 139 **Münster: LWL-Jugend- und Schuldezernentin Birgit Westers**
Mit viel Qualität schon für die Kleinen
- 142 **Münster: Psychische Hilfe**
Damit ein Trauma nicht das Leben bestimmt

118



178

- 151 **Münster: LWL-Krankenhausdezernent Prof. Dr. Meinolf Noeker**
Die Gesundheit der Menschen steht im Vordergrund
- 154 **Havixbeck: Lesekultur**
Laboratorium für Literatur
- 158 **Münster: Alltagskulturforschung**
Das Besondere im Kleinen finden
- 163 **Altenberge: LWL-Sozialdezernent Matthias Münning**
Gemeinsam arbeiten, mit und ohne Behinderungen
- 166 **Recke: Naturschutz**
Darauf einlassen und staunen
- 170 **Vreden: Kommunalen Besitz**
Der Wald als Wirtschaftsgut
- 175 **Hörstel: LWL-Maßregelvollzugsdezernent Tilmann Hollweg**
Eine neue Forensik für Westfalen-Lippe
- 178 **Münster: Sucht- und Jugendhilfe**
International vernetzt für Westfalen

182

OSTWESTFALEN-LIPPE

- 184 **Porta Westfalica: Kaiser-Wilhelm-Denkmal**
Das Tor nach Westfalen
- 188 **Minden: LWL-Preußenmuseum Minden**
Wie viel Preußen steckt in Westfalen?
- 196 **Bielefeld: Ostwestfälische Großstadt**
Tradition und Innovation
- 198 **Salzkotten: Interdisziplinäre Frühförderung**
Dieselben Chancen für alle Kinder
- 204 **Gütersloh: Wirtschaftswunder**
Weltfirmen in der kleinen Großstadt
- 205 **Rahden: Nördlichster Punkt Westfalens**
Bäuerliches Leben
- 206 **Detmold: LWL-Freilichtmuseum Detmold**
Westfalen auf 90 Hektar erleben
- 210 **Lichtenau: Windparks**
Die Zukunft der Energie
- 212 **Lichtenau: Kloster Dalheim**
In der Ruhe liegt die Kraft
- 214 **Schloß Holte-Stukenbrock: Stalag 326**
Erinnerung an hunderttausendfaches Leid

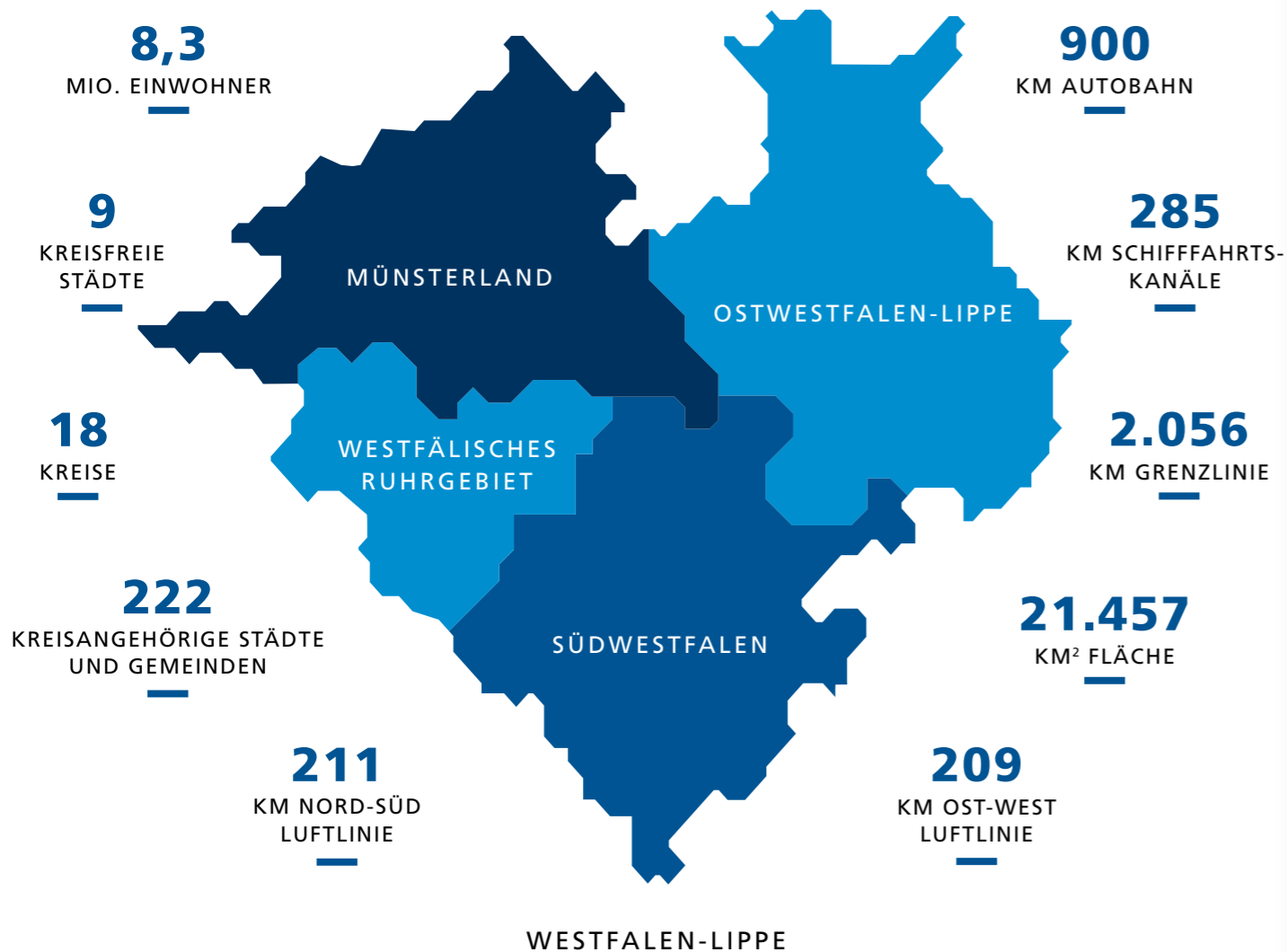


184

- 222 **Höxter: Östlichster Punkt Westfalens**
Weltkulturerbe am Weserbogen
 - 226 **Gütersloh: Zentrum für Altersmedizin**
Wenn Geist, Körper und Alter zusammengedacht werden
 - 234 **Horn-Bad Meinberg: Inklusionsunternehmen**
Nicht nur mit den Augen sehen
-
- 242 **Westfalen-Lippe: Landschaftsversammlung**
Engagiert für die Region
 - 250 **Mehr als 130 Jahre Dienstleister für die Menschen in Westfalen-Lippe**
Einblicke in die Geschichte des LWL
-

- 256 **Anhang**
- 264 **Impressum**

Vielfalt mal vier



Westfalen-Lippe gehört zu Nordrhein-Westfalen und liegt im Westen Deutschlands.

DEUTSCHLAND

Westfalen-Lippe gehört mit den Teilregionen Münsterland, Ostwestfalen-Lippe, Südwestfalen und Westfälisches Ruhrgebiet zu den stärksten Wirtschaftsstandorten in Deutschland. Zwar unterscheiden sich die einzelnen Kommunen voneinander, wenn es um die Wirtschafts- und Sozialstrukturen geht. Die Menschen aber identifizieren sich mit ihrer Region, egal, wo sie leben. Diese Verbundenheit ist lange gewachsen und beruht auf starken Traditionen.

Nordrhein-Westfalen hat eine Fläche von 34.112 Quadratkilometern, davon liegen 12.655 im Rheinland, 21.457 in Westfalen-Lippe. Beide Landesteile haben eine gemeinsame Grenze von 284 Kilometern. Wer



NORDRHEIN-
WESTFALEN

Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) ist Teil der kommunalen Familie – so wie im Rheinland der Landschaftsverband Rheinland (LVR).

S. 257

Westfalen-Lippe umfahren möchte, legt 2.056 Kilometer zurück. Die Entfernung vom nördlichsten zum südlichsten Punkt – von Rahden nach Burbach – beträgt rund 211 Kilometer Luftlinie, von Isselburg nach Höxter, also vom westlichsten zum östlichsten Punkt, sind es 209 Kilometer. Für beide Strecken braucht man mit dem Auto etwa drei Stunden.

Die bevölkerungsreichste Stadt von Westfalen-Lippe ist Dortmund mit rund 587.000 Einwohnerinnen und Einwohnern, gefolgt von Bochum (364.000), Bielefeld (333.000) und Münster (314.000). Westfalen-Lippe gliedert sich in die drei Regierungsbezirke Arnsberg, Detmold und Münster. Insgesamt besteht Westfalen-Lippe aus 18 Kreisen, neun kreisfreien Städten sowie 222 kreisangehörigen Städten und Gemeinden.



KAPITEL 1

Südwestfalen





EINE WANDERUNG MIT
LWL-DIREKTOR MATTHIAS LÖB

Von Ehrenamt und Engagement



Schmallenberg
Unterwegs in
Westfalen

Schon auf der Fahrt nach Schmallenberg genießen wir immer wieder die Ausblicke über weite Wiesen, die tiefen Wälder, die vorbeirauschen, die Dörfer mit den weiß-schwarzen Fachwerkhäusern und den grauen Schieferdächern. Als wir vormittags am Wanderparkplatz Todesbruch – hoffentlich kein böses Omen – aus dem Auto steigen, bin ich erst einmal ein bisschen erschrocken: Es ist unglaublich leise hier, nur ein paar Grillen und Vögel sind zu hören, so viel Natur. Die Sonne scheint, während es morgens laut Wetter-App noch heiß, dass es regnen solle. Wir wollen hier Matthias Löb treffen, den LWL-Direktor und damit obersten Verwaltungschef des Verbandes.

Ein bisschen müssen wir warten, Löb sitzt noch in seinem Dienstwagen, er telefoniert. Als er aussteigt, begrüßt er uns – und schaut auf unsere Füße: „Das sind aber eher Schühchen“, beschreibt der 56-Jährige unsere Sneaker, die, so fällt uns in dem Moment auch auf, vielleicht nicht unbedingt für eine Wanderung geeignet sind.

Löb trägt dagegen braune, gut eingelaufene Wanderschuhe, Jeans und ein kariertes Hemd. Er hat eine Route für uns ausgesucht. „Wir können auf dem Weg an vielen Stellen sehen, warum ich diese Gegend so mag.“ Los geht's, Matthias Löb geht voran, strammen Schrittes. Er ist das Wandern gewohnt, schon mit seinen drei Geschwistern und den Eltern machte er mindestens einmal in der Woche einen langen Spaziergang – gemeint sind 15 bis 20 Kilometer, in meiner Welt wäre das wohl eher ein Survival-Trip. Die Bewegung an der Luft blieb ihm bis heute erhalten, er wandert regelmäßig mit drei Studienfreunden. Oft ist er auch alleine unterwegs, denn etwas zu erlaufen, ist eine seiner Methoden, etwas kennenzulernen.

Der Ort, an dem wir uns gerade an einem langen Aufstieg abmühen, hat es ihm deshalb angetan, weil sich hier ein Teil Westfalens ein wenig stellvertretend für viele ländliche Regionen zeigen kann. „Schmallenberg hat 83 Ortsteile, 25.000 Einwohner und 300 Quadratkilometer Fläche. In der Kernstadt leben gerade mal 6.000 Menschen“, erzählt Löb.

Das klingt zunächst einmal nicht sonderlich spannend, aber im Laufe der Zeit verstehe ich, was der LWL-Direktor mit den Zahlen ausdrücken will. „Jedes der Dörfer hat eine eigene Geschichte, Besonderheiten, Menschen, die verbunden mit ihren Orten sind und sich engagieren.“ Sie fühlen sich zugehörig zu etwas Größeren, zur Stadt Schmallenberg vielleicht, zu Westfalen, Nordrhein-Westfalen, Deutschland oder auch Europa – und haben doch etwas Ureigenes, was Oberhenneborn – hier sind wir gestartet –, Bad Fredeburg, Kirchrarbach oder Mönekind ausmacht.

Löb möchte über die beiden großen „Z“ reden, wie er es nennt, „Zusammenarbeit“ und „Zivilgesellschaftliches Engagement“. Daneben kommt immer wieder der Begriff der Heimat zur Sprache. Als LWL-Direktor ist er auch Vorsitzender des Westfälischen Heimatbundes, der sich „als Dienstleister und Netzwerk für eine zukunfts-gewandte Heimatarbeit einsetzt“, so heißt es offiziell.

Wir kommen an einer kleinen Hütte vorbei, die der Sauerländische Gebirgsverein gebaut hat, mit „Muskelhypothek“, wie Löb es nennt. Das Blockhaus ist fein gearbeitet, mit Schnitzereien und Sitzgelegenheiten, und draußen hängen zwei Flaschenöffner am Dachbalken, falls mal jemand durstig wird.

Das Beispiel zeigt, was Matthias Löb meint: Menschen tun etwas, weil es getan werden muss, für die eigene Region, fürs Dorf und auch für andere, die davon profitieren. Rund 130.000 davon sind alleine in den 570 Heimat- und Bürgervereinen organisiert, die der Westfälische Heimatbund vertritt.

Diese Engagierten zu unterstützen, das ist Löb sehr wichtig. „Sie warten nicht auf den Staat oder die Kommune, sondern packen selbst an, wenn es nötig ist – ohne Bezahlung und in ihrer Freizeit.“ Er will deshalb mit dem LWL^x und dem Heimatbund dafür sorgen, dass ihr Tun erleichtert wird, zum Beispiel auf der rechtlichen Ebene. „Die Ehrenamtlichen tragen enorm viel Verantwortung, die immer größer wird.“

Wir wandern weiter. Oben auf der Höhe angekommen, verschnauften wir kurz (also wir, Matthias Löb könnte einfach weiterlaufen). Für ihn ist die dörfliche Struktur ein gutes Beispiel für Heimat. „Auf meinen vielen Besuchen merke ich immer wieder, dass dieser Begriff so unterschiedlich benutzt wird – und das macht es gerade spannend.“





LWL-Direktor Matthias Löb entdeckt Westfalen gerne auf langen Wanderungen.



Jede Stadt ist anders, jeder Kreis und vor allem jeder Mensch, den er kennenlernt und der ihm seine Geschichte erzählt. Löb erinnert sich an einen jungen Geflüchteten, den er auf einer Veranstaltung getroffen hat und der auf seiner Flucht in fünf Ländern hat leben müssen, in Lagern und Wohnheimen. „Für ihn stellte seine Heimat gerade mal sein Telefon und seine Tasche dar, weil er weiß, dass er nicht zurückkann.“ Dann fällt ihm die Geschichte einer 18-Jährigen aus einem Siegerländer Dorf ein, die ihre Heimat ganz anders beschrieb. „Wenn sie bei Regen zum Sportplatz ginge, dauerte das ein paar Minuten. Bei Sonne dagegen bräuchte sie eine Dreiviertelstunde, weil sie andauernd jemanden träfe, bei dem sie dann für ein kurzes Gespräch hängen bleibt.“

Diese jungen Menschen, sie sind essenziell für die Zukunft vieler Gemeinden, die auch in Westfalen zum Teil stark überaltern. „Für sie müssen wir das Leben attraktiv machen, müssen zum Beispiel für gute Verbindungen zur nächsten Stadt und für kulturelle Angebote sorgen.“ Gute Beispiele dafür, dass auch junge Menschen sich für ihren Ort einsetzen, sieht er ständig, etwa in Legden-Asbeck, wo ihn der Vorstand des Heimatvereins empfing, der fast nur aus unter 35-Jährigen bestand.

Wir tauchen in den Wald ein und kommen zu einer Bank, die einen herrlichen Blick bietet. Löb setzt sich, schaut in die Ferne. „Die Vereine halten unsere Kommunen am Laufen“, sagt er, ob es nun um Angebote für alle Altersschichten, das kulturelle Erbe oder auch die Integration von Geflüchteten geht. „Was da geleistet wird, ist kaum hoch genug anzusehen.“ Einen Unterschied zwischen Städten und Dörfern, wenn es um das Engagement geht, sieht Löb übrigens nicht. „Nehmen Sie Münster, wo es zum Beispiel für unser Kunstmuseum gleich drei Vereine und Stiftungen mit über 2.000 Mitgliedern und Förderern gibt.“

Für ihn selbst ist der Begriff der Heimat übrigens ganz unterschiedlich belegt. Weil sein Vater Berufssoldat war, zog die Familie öfter um, aus der Lüneburger Heide über Koblenz und das hessische Arolsen bis nach Lingen, wo er als junger Mann seine spätere Frau kennenlernte. „Dann bin ich in Westfalen hängen geblieben“, sagt er. Er studierte Jura in Münster und arbeitet seit 1996

„Die Vereine halten unsere Kommunen am Laufen. Was da geleistet wird, ist kaum hoch genug anzusehen.“

beim LWL. Nach sieben anderen Aufgaben ist er seit 2014 Direktor des Verbandes. Löb lebt im Kreis Coesfeld, „das ist schon meine Heimat“, sagt er, vor allem, weil hier seine Kinder groß geworden sind und er hier, in seinem naturnahen Garten, besonders gut abschalten kann. „Meine Nachbarn haben sich dran gewöhnt, dass bei uns das Gras mannshoch steht und wir viele wilde Stauden haben.“

Die Unordnung, wenn man das so nennen darf, ist vielleicht ein Ausgleich zu seinem strikt organisierten Arbeitspensum. Er sitzt – wegen seines Jobs als LWL-Direktor – in rund 50 Gremien, führt die 18.000 Beschäftigten des LWL und besucht dazu auch immer wieder Einrichtungen, Preisverleihungen und Tagungen in ganz Westfalen-Lippe und darüber hinaus.



„Diese ganzen Klischees zu Westfalen sind einfach genau das: Klischees.“

Das akribische Arbeiten ist für Löb ein Grundsatz, der auch seine generelle Haltung beschreibt. Unter ihm hat der LWL in sämtlichen Bereichen mittel- und langfristige Ziele festgeschrieben, eine strategische Planung eben, die das Abarbeiten der vielen Aufgaben erst möglich macht. In den bisher 24 Jahren beim LWL hat Löb viele Projekte begleitet, verantwortlich umgesetzt oder als LWL-Direktor entschieden. Was war besonders wichtig für ihn? „Mich fasziniert immer wieder, wie viele Fachleute wir beim LWL haben, in den Kliniken, in den Museen und Kommissionen, in der Behinderten- oder Jugendhilfe, in den Schulen. Alle kennen sich in ihren Bereichen umfassend aus und oft bekomme ich gerade im direkten Gespräch am Rande eines Termins Dinge mit, die mir zeigen, wie notwendig unsere Arbeit für die Menschen ist. Und ich selbst lerne jeden Tag etwas dazu.“

An einem Aussichtspunkt, an dem wir bis zu 15 Kilometer in die Ferne schauen können, kommen wir auf seine Motivation zu sprechen. Ich erzähle Löb, dass mir ein Kollege berichtet hätte, wie beeindruckt er davon gewesen sei, wie kenntnisreich der LWL-Direktor bei einer Preisverleihung die Siegerin in seiner Rede beschrieben hätte. „Das war bei Sabine, ehm, ich habe den Namen vergessen“, sage ich und Löb ergänzt: „Bei Sabrina Janesch, der wir den Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis verliehen haben. Ich lese selbst sehr gerne und dann bestelle ich mir die Bücher eben vorher und bereite mich so auch vor. So verbinde ich Arbeit und Vergnügen.“

Beispiele? Löb erinnert sich spontan an den Besuch in einer Förderschule des LWL für schwerst mehrfach behinderte Kinder. „Für acht Kinder in der Klasse gab es acht ganz unterschiedliche Lern- und Förderkonzepte. Es war unglaublich, mit wie viel Einfallsreichtum, Hingabe und Geduld das Team sich um die Kinder gekümmert hat.“ Oder ihm fällt ein, und da wundert er sich selbst ein bisschen über sein Detailwissen, dass er bei einer Ausstellungs-

eröffnung im LWL-Naturkundemuseum in Münster einen Schleimpilz kennengelernt hat, der sich selbst organisiert, sich zu mehreren zusammenschließt, sich im Knäuel an vorbeilaufenden Kleintieren wie Mäusen festhält und sich dann dort abwirft, wo es wieder mehr Nahrung für ihn gibt.

Ganz am Ende unserer Wanderung, kurz vorm Parkplatz, nähern wir uns einer Kuhwiese, als plötzlich der Weg von einem stromdurchflossenen Zaun versperrt ist. Wir klettern vorsichtig über den geladenen Draht und beeilen uns, den kleinen Hügel herunterzukommen und den Milchhof zu durchqueren, ohne entdeckt zu werden. Dabei versuchen wir, nicht in die Kuhfladen zu treten.

Ich habe noch eine letzte Frage: Was bedeutet Westfalen eigentlich für ihn? Löb lacht. „Der Bauernhof passt jetzt irgendwie dazu – aber diese ganzen Klischees zu Westfalen sind einfach genau das: Klischees. Natürlich leben hier sture, maulfaule und kontaktscheue Menschen – und woanders auch. Hier wird Bier getrunken und so manche Spezialität gegessen, die es in anderen Regionen nicht gibt. Das und alles andere gilt aber ebenso für Niederbayern oder die Mecklenburger Seenplatte. Die Gegend zwischen Siegen und Minden, zwischen Borken, Bochum und Marsberg ist zu vielfältig, als dass man sie mit einfachen Begriffen fassen könnte. Und das gilt auch für den Menschenschlag“, sagt er.



„Ich glaube, uns eint hier ein bisschen, dass die Westfalen bisher zu wenig darüber gesprochen haben, was sie auszeichnet.“

Gibt es denn so gar kein richtiges Westfalen? Löb beginnt mit einer Erklärung, erzählt vom Bindestrichland Nordrhein-Westfalen und davon, dass im nördlichen Landesteil gut 40 Prozent der Menschen auf fast 65 Prozent der Fläche leben, dass die ländlichen Räume wirtschaftlich sehr stark sind, und dann unterbricht er seine Rede. „Ich glaube, uns eint hier ein bisschen, dass die Westfalen bisher zu wenig darüber gesprochen haben, was sie auszeichnet.“ Es sei eben ein Unterschied, ob man zum Beispiel über Kultur in einer Großstadt oder über Kultur in der Fläche rede. Mit Projekten wie „Kultur in Westfalen“ werden die vielen Angebote sichtbar und die Verantwortlichen zum gemeinsamen Handeln eingeladen.

„Wenn jeder nur für sich bleibt, dann werden auch künftig die großen Fördersummen in Richtung Rhein und Ruhr fließen“, sagt Löb.

Noch mal nachbohren, das liegt doch nicht nur daran, dass die Landesregierung in Düsseldorf sitzt, oder? „Nein, wir haben eben einfach eine andere Struktur, die auch die Kultur mitbeeinflusst. Wir sind kleinteiliger organisiert in Westfalen-Lippe und haben dadurch oft auch nicht so große Einrichtungen wie Köln oder Düsseldorf.“ Deswegen taucht Westfalen auch seltener auf der kulturellen Landkarte auf. „Die Kultur ist zwar anders, aber ebenso viel wert und deswegen müssen wir mehr über unsere Stärken sprechen.“

Wir sind am Parkplatz angekommen, die Turnschuhe haben gehalten, das Wetter auch. Löb steigt in seinen Dienstwagen, winkt noch und vertieft sich dann in die Vorlage, die er für seinen folgenden Termin in Warstein braucht. Dort geht es um den millionenschweren Ausbau der LWL-Klinik für Psychiatrie. Löb will sich das Gelände anschauen, den Bürgermeister sprechen – und erst dann die Verwaltungsvorlage freigeben. Sich ein Bild machen, die Köpfe zusammenstecken, erst dann entscheiden und gemeinsam handeln – vielleicht verbindet das ja auch die Menschen in Westfalen-Lippe. —

Immer noch fasziniert: Matthias Löb, der jeden Tag von Neuem kennenlernt, warum die Arbeit des LWL in der Region so wichtig ist.



600 BAUDENKMÄLER

Heimliche Hauptstadt Westfalens



Soest

Reise in die Vergangenheit mit alter Baukultur und großen Festen

Die 40.000 Menschen, die im Innenstadtkern von Soest wohnen, leben quasi in einem Baudenkmal. Gleich 600 der schützenswerten Gebäude haben hier die Zeiten überlebt, vor allem Fachwerkhäuser, Kapellen und Kirchen – die sind aus dem heimischem Grünsandstein gebaut, den es sonst eher selten zu sehen gibt. Soest ist eine schöne Stadt, mit einem zu drei Vierteln erhaltenen mittelalterlichen Wall. Die ehemalige Macht als Hansestadt ist fast noch zu spüren und richtig voll wird es hier, wenn jährlich die Allerheiligenkirmes gefeiert wird, das älteste Volksfest Nordrhein-Westfalens und die größte Altstadtkirmes Europas. —



Das Bronzemodell der Stadt Soest vor dem Rathaus macht die Stadt in 3D und von oben ertast- und damit auch erfahrbar.

Der Turm des St.-Patrokli-Doms (r.) und der barocke Flügel des Rathauses in der Altstadt.

Viele der Fachwerkhäuser stehen unter Denkmalschutz.



Menschen helfen, gemeinsam im Team



Lippstadt

Eine Ausbildung
zur Pflegefachfrau
eröffnet Horizonte

Alle Menschen werden einmal krank, einige ganz oft, andere seltener. Sie haben körperliche Beschwerden, gehen in eine Arztpraxis, manchmal müssen sie auch ins Krankenhaus. Im Gegensatz dazu haben nicht alle Menschen Erfahrung mit psychiatrischen Erkrankungen, selbst oder im Umfeld. Die meisten, die das durchmachen, wissen danach, dass viele dieser Krankheiten wie ein Beinbruch jeden treffen können, dass es gute Behandlungsmöglichkeiten gibt und dass die meisten Menschen danach ein gutes, wenn auch manchmal eingeschränktes Leben führen können.

Wer Friederike Feck und ihre Kolleginnen und Kollegen kennenlernt, fragt sich hinterher, warum sich nicht schon lange ein ganz anderes Bild von Psychiatrie entwickeln konnte. Die Auszubildende der **LWL-Akademie Lippstadt** für Gesundheits- und Pflegeberufe ist so offen, engagiert und fachlich auf dem neuesten Stand, wie man es sich für jede Berufsgruppe wünschen würde. Die 22-Jährige macht ihre Ausbildung in Lippstadt-Eickelborn. Im Praxisraum des Akademiegebäudes leitet ihre Ausbilderin, Pflegepädagogin Linda Softley, sie gerade an, wie sie einem Patienten am besten Blut abnimmt.

§. 258



Friederike Feck, Auszubildende zur Pflegefachfrau.

„Wir können uns hier den Patienten viel ganzheitlicher widmen als in somatischen Krankenhäusern.“

Der Mann liegt auf einem Bett, streckt erwartungsvoll den Arm nach außen und hat alle Zeit der Welt: Er ist eine Übungspuppe.

Dennoch spricht Friederike Feck mit ihm wie mit einem echten Patienten, fragt ihn, wie es ihm geht. Sie legt einen Keil unter seinen Arm, um ihn zu stabilisieren, wickelt den Stauschlauch um den Oberarm, schaut, ob zwei Finger darunter passen, damit es nicht zu eng ist. Dann zieht sie sich ihre Einmalhandschuhe an, fasst die Stelle an, an der die Vene verläuft, desinfiziert sie und steckt eine Butterfly-Kanüle im 30-Grad-Winkel hinein. „Stauschlauch lockern, Blut laufen lassen“, sagt sie leise. Anschließend zieht Friederike Feck die Kanüle heraus, komprimiert die Austrittsstelle, damit kein Hämatom entsteht. „Gut gemacht“, sagt Linda Softley, „nun können wir das bald an Kollegen ausprobieren.“



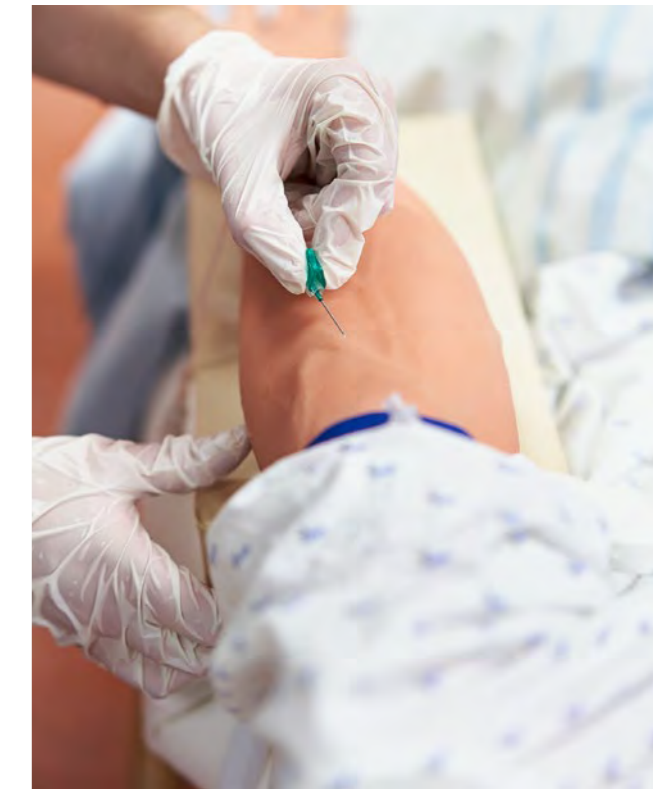
Pflegepädagogin Linda Softley (u.) leitet Nachwuchskräfte wie Friederike Feck bei der Ausbildung an. Hier zum Beispiel trainieren die beiden das Blutabnehmen an einer Übungspuppe (r. o.).

Was Friederike Feck heute lernt, ist nur ein kleiner Teil der Ausbildung, in der sie auch Katheter setzt, Wunden versorgt, Patienten wäscht und manchmal auch beim Essen hilft, Patientinnen mobilisiert und mit Medikamenten versorgt. Ein anderer ebenso wichtiger Teil in der Psychiatrie ist die sogenannte Bezugspflege. „Wir können uns hier den Patienten viel ganzheitlicher widmen als in somatischen Krankenhäusern“, erklärt Linda Softley. Die Nachwuchskräfte lernen Gesprächsführungstechniken und die soziale Anamnese kennen, damit sie die Erkrankten möglichst gut verstehen und in den Krisensituationen begleiten können. So können sie dabei helfen, gemeinsame Lösungen zu finden und die Betroffenen so gut wie möglich in die Gesellschaft wiedereinzugliedern.



Dazu gehören manchmal auch belastende Erfahrungen, das ist klar. „Wenn sich jemand einfach nicht beruhigt und sich oder andere gefährdet zum Beispiel“, sagt Linda Softley. Friederike Feck erinnert sich vor allem daran: „Ich fand es auch schwierig am Anfang, mit den ersten Ausscheidungen umzugehen“, und dann fällt ihr ein Kollege ein, der direkt am ersten Tag auf der Station Erbrochenes säubern sollte. „Er konnte das da noch nicht und da hat ihn eine erfahrene Krankenpflegerin einfach rausgeschickt und hat es selbst gemacht.“ Für sie ist das eines der stärksten Argumente für die Ausbildung, sagt sie: „Wir sind hier ein Team und so schaffen wir das alles. Wenn man gemeinsam etwas macht, ist es wirklich halb so schlimm.“

„Wir sind hier ein Team und so schaffen wir alles. Wenn man gemeinsam etwas macht, ist es wirklich halb so schlimm.“



Warum wählen junge Menschen diesen Beruf? Ich frage Friederike Feck, die nun Feierabend hat und langsam über den kleinen Parkplatz vor dem Haus zu ihrem Fahrrad geht. Sie wohnt nur ein paar Kilometer von hier entfernt. Auf dem Weg heim zu ihrer Mutter und Schwester, die mit dem Abendessen auf sie warten, erzählt sie, warum ihr die Pflege so viel bedeutet.

„Ich habe mir schon als Kind immer den Verbandskasten geholt, die Puppen geschnappt und sie verarztet.“

„Ich habe mir schon als Kind immer den Verbandskasten geholt, die Puppen geschnappt und sie verarztet“, erinnert sie sich. „Irgendwie war mir das immer klar, dass ich das machen möchte, ich finde den Beruf so sinnvoll.“ Einfach das nach der Schule zu machen, was ihr vorgelebt wurde, will sie dann aber doch nicht. Sie hat zwar schon vor dem Abitur ihre Ausbildung in der LWL-Akademie sicher. Das Jahr, das zwischen Schulabschluss und Ausbildungsanfang liegt, will sie allerdings anderswo verbringen. „Ich wollte einfach mal weg.“ Ihre Sehnsucht nach der Ferne bringt sie für fast ein Jahr

Friederike Feck liebt an ihrer Heimat die kurzen Wege, die Natur und dass ihre Freunde da sind – und wenn sie mal etwas anderes sehen möchte, kann sie überall hin.



nach Australien und Neuseeland, wo sie unter anderem in einem Hotel jobbte. Dort machte sie die Betten und putzte die Zimmer.

Für sie war das gut, sagt sie, sie machte viele Erfahrungen, lernte Menschen kennen – und auf der gegenüberliegenden Seite der Erde auch noch einmal ihre Heimat schätzen. „Ich war dort gerne in den Städten, habe aber immer nach kurzer Zeit gemerkt, dass ich mich eigentlich in einer ländlichen Umgebung viel wohler fühle, solange ich da auch genug unternehmen kann.“ Lippstadt ist für sie, das sagt sie mit einem breiten Grinsen, der ideale Ort: „Hier gibt es eine Innenstadt, viele Kneipen, wunderschöne Natur und vor allem meine ganzen Freunde. Ich mag es einfach, wenn ich zum Beispiel zu einem Fest gehe und viele Leute kenne – und selbst wenn ich niemanden treffe, lernt man immer

superschnell andere kennen.“ Und sie kann immer weg, weil Lippstadt gut liegt, sagt sie und lacht übers ganze Gesicht. „Wir haben hier immer die Wahl. Und das gefällt mir einfach.“

Und warum ausgerechnet die Psychiatrie? „Ich kann mir auch ein somatisches Krankenhaus vorstellen, aber nicht für immer. Ich bleibe wegen meiner Ausbildung ja immer noch sehr offen für alles andere“, sagt sie. Die Berufsaussichten sind gut, der Job ist sicher, sie kann sich jederzeit weiterbilden. „Die Aufstiegschancen sind groß.“

Kurz vor ihrem Zuhause, wir stehen auf einer kleinen Brücke, die über eine Gräfte führt, noch mal die Frage: Warum möchte sie auch weiterhin in der Psychiatrie arbeiten? „Ich habe ein anderes Bild von Menschen allgemein bekommen, seitdem ich hier arbeite, weil ich mir bei jedem, den ich irgendwo sehe, vorstellen kann, was dahinterstecken könnte – vor allem auch dann, wenn Menschen sich vielleicht ein wenig seltsam benehmen. Ich bin viel feinfühler und toleranter geworden.“ Sie überlegt noch einmal und dann fällt ihr noch etwas ein. „Ich kann viele Patienten aufzählen, die mich geprägt und immer wieder weitergebracht haben, das haben andere in ihrem Job vielleicht nicht. Und das ist wirklich sehr schön.“

BURG ALTENA

Pracht auf dem Berg

**Altena**

Weithin sichtbar:
eine von Deutschlands
schönsten Höhenburgen

Die Forschung ist sich nicht sicher, wer die Burg Altena wohl im 12. Jahrhundert über der Stadt Altena errichtet hat, gleich mehrere Legenden erzählen die Gründungsgeschichte. Und was in den kommenden Jahrhunderten dort geschah, ist auch nicht immer sicher – nur eines ist gewiss: Das „Kulturdenkmal nationaler Bedeutung“, zu dem es 2007 als historisches Gesamtkunstwerk ernannt wurde, zieht mit seinen zum Teil erhaltenen, zum Teil wiederaufgebauten Gebäuden die Gäste in seinen Bann. Neben den Ausstellungsräumen in der Burganlage sind dort die Räume der weltweit ersten Jugendherberge zu besichtigen, die 1914 eingerichtet wurde. In deren Nachfolgerin im unteren Burghof kann man übrigens immer noch übernachten. ■■■

MÖHNETALSPERRE

Das Westfälische Meer

**Möhnesee**

In Südwestfalen gibt es 22 Talsperren

Talsperren haben ja immer etwas Monumentales, fast Unglaubliches. Der Mensch entscheidet irgendwann, dass er Wasser sammeln muss, um eine Region mit Energie und Trinkwasser versorgen zu können. Dafür baut er mit hoher Ingenieurskunst eine begehbare Mauer, hinter der dann Unmengen Flüssigkeit gestaut werden. Und gleichzeitig entsteht ein See, wo vorher keiner war. In Möhnesee steht mit der Möhnetalsperre das größte dieser Bauwerke, das mit einem Gewicht von 694.200 Tonnen auch das schwerste Denkmal in Westfalen-Lippe ist. ■





Kay Hofheinz (l.), stellvertretender Vorsitzender im Beirat des LWL-Therapiezentrum für Forensische Psychiatrie Marsberg, und Hubertus Gerlach, Pflegedirektor der Forensischen Psychiatrie.

PSYCHIATRISCHE EINRICHTUNGEN

Tief verwurzelt in der Stadt



Marsberg

Der LWL prägt als größter Arbeitgeber eine Kommune mit

Oft hilft es ja, Dinge von weiter weg anzuschauen, um zu erkennen, was tatsächlich um uns herum ist. In Marsberg ist das auch eine gute Idee. Wir wollen hier, in der Kleinstadt im Hochsauerlandkreis, einen Eindruck davon bekommen, wie eine Stadt funktioniert, in der seit mehr als 200 Jahren psychisch kranke Menschen behandelt werden. Deswegen stehen wir auf dem Bilstein-Turm. 26 Meter mussten wir heraufkraxeln, um von dem knapp 130 Jahre alten Gebäude einen wirklich sagenhaften Blick über die Stadt zu bekommen. Sie liegt im Diemeltal, 30 Kilometer Luftlinie südlich von Paderborn, umgeben von grünen Höhen und Bergen.

Mit uns haben Kay Hofheinz und Hubertus Gerlach das Baudenkmal erklommen. Die beiden stammen aus der Gegend, kennen sich schon lange und können sehr viel über ihre Heimat erzählen. Außerdem haben sie beruflich miteinander zu tun, sie stehen mehr oder weniger für die beiden Seiten, um die es gehen soll: für die Stadt und für den LWL. Kay Hofheinz arbeitet als Fachanwalt für Strafrecht und engagiert sich unter anderem als Vorsitzender des Stadtmarketings und der Wirtschaftsförderung Marsberg sowie als stellvertretender Vorsitzender im Beirat des LWL-Therapiezentrum für Forensische Psychiatrie Marsberg – und Hubertus Gerlach ist der Pflegedirektor eben dieser LWL-Forensik und Vorsitzender im Förderverein.

„In ganz Marsberg gibt es psychiatrische Einrichtungen – und die Menschen, die dort arbeiten, leben und behandelt werden, gehören zur Stadt dazu.“

Hier oben auf dem Turm kommen die beiden erst einmal ins Plaudern. Hofheinz erinnert sich, wie er als Jugendlicher mit seinen Freunden hinaufgewandert ist, um oben, auf dem Dach von Marsberg, mit der Gitarre zu sitzen und Lieder zu spielen. Der 61-Jährige erzählt Geschichten, vom Fußball zum Beispiel – Hans-Joachim „Aki“ Watzke, der Borussia-Dortmund-Geschäftsführer etwa, kommt hierher und hat in Marsberg sein Unternehmen aufgebaut. Überhaupt die Unternehmen, sie sind enorm wichtig für den Ort. „Wir haben hier mehrere Weltmarktführer, die außerhalb der Branche niemand kennt: Eschbach zum Beispiel, die produzieren Feuerwehrschräume, oder H&T Presspart, die Komponenten für die pharmazeutische Industrie liefern“, sagt Hofheinz. „Fast jeder kennt außerdem Ritzenhoff, die zu den bedeutendsten Anbietern von Trinkgläsern gehören“, ergänzt ihn Gerlach.

Der mit Abstand größte Arbeitgeber ist aber der LWL, sagt der 57-Jährige. Er zeigt nach unten, beschreibt einen großen Bogen mit dem Arm. „Im Grunde sehen

wir dort überall psychiatrische Einrichtungen – und die Menschen, die dort arbeiten, leben und behandelt werden, gehören zur Stadt dazu.“ Die Zahlen allein sind beeindruckend. Rund 1.700 Beschäftigte – davon rund 90 Auszubildende – sind für den LWL tätig. In der Forensik, in den psychiatrischen Kliniken für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, im Wohnverbund, im Pflegezentrum und in der Akademie für Gesundheits- und Pflegeberufe sind sie für über 1.000 Menschen mit psychischen, geistigen oder Suchterkrankungen da. Mehr als 60 Gebäude – vom einzelnen Haus bis hin zu großen Gebäudekomplexen – liegen über die Stadt verteilt. „Mehr als 1.000 Mitarbeiter leben auch im Stadtgebiet und die meisten kommen von hier. Bei uns kennt fast jeder jeden“, macht Gerlach klar.

„Bei rund 20.000 Einwohnern ist das eine ganze Menge, zumal ja fast alle Einrichtungen in der Kernstadt sind, wo etwa 9.000 Menschen leben“, ordnet auch Kay Hofheinz die Zahlen ein. „Für uns bedeutet der LWL einen großen Wirtschaftsfaktor. Wir als Stadt profitieren



davon, dass die Patienten und Mitarbeiter hier einkaufen und Dienstleistungen wie beim Friseur, im Supermarkt oder beim Arzt in Anspruch nehmen.“ Außerdem, das hebt der ehrenamtliche Wirtschaftsförderer hervor, kaufe der LWL viele Leistungen lokal ein. „Der Verband könnte das auch zentraler handhaben, aber es werden immer wieder örtliche Anbieter wie Handwerker aus Marsberg und Umgebung beauftragt.“ Der Bedarf ist groß, der LWL saniert regelmäßig seine Gebäude innen und außen, wenn sie es aus Altersgründen nötig haben oder es neue Vorschriften für Krankenhäuser gibt.

Für den Marsberger geben die Zahlen allerdings nur eine beschränkte Sicht wieder. Viel wichtiger ist dem Anwalt der Zusammenhalt in der Stadt, der in den vergangenen mehr als 200 Jahren immer weiter gewachsen

Hubertus Gerlach ist als Pflegedirektor des LWL-Therapiezentrums für Forensische Psychiatrie für eine der fünf großen psychiatrischen Einrichtungen in Marsberg mitverantwortlich. Ein Teil von ihnen arbeitet immer noch in den Gebäuden aus der Zeit um 1880.

sei. Seit im Jahr 1814 das Landeshospital Marsberg – die älteste psychiatrische Klinik in Westfalen – die ersten 17 Menschen mit psychischen Erkrankungen aufnahm, hat sich viel getan. Wir sind mittlerweile unten in der Stadt angekommen und spazieren an der Glinde entlang, einem Zufluss der Diemel, die quer durch die Stadt fließt. An einer kleinen Brücke bleiben wir stehen, hinter uns liegt ein Teil des Klinikgeländes. Gegenüber sind ein paar ältere Häuser zu sehen. „Genau da bin ich aufgewachsen“, erzählt Hofheinz. „Ich habe jeden Tag Patienten

„Seit den 1970er-Jahren ist die Nähe zwischen Stadt und Kliniken noch einmal größer geworden.“



auf der Straße gesehen, die in den 1960er-Jahren noch Einheitskleidung trugen: graue Anzüge aus grobem Stoff und klobige Schuhe.“ Für ihn war der Anblick, der für Außenstehende oft wohl eher seltsam oder sogar bedrohlich gewirkt hätte, alltäglich. „Es gab niemals Warnungen von den Eltern, so nach dem Motto: ‚Halte dich fern von denen‘“, sagt Hofheinz. Das Thema Psychiatrie, so erinnert er sich, wurde kaum zur Sprache gebracht.

In dem halben Jahrhundert habe sich zudem einiges getan, sagt Hofheinz. „Die Menschen waren früher eher weggesperrt, schliefen in Bettenhäusern und durften höchstens mal in Gruppen raus.“ Seit den 1970er-Jahren aber hat sich die Psychiatrie verändert, die Einrichtungen seien offener und damit auch menschlicher geworden. „So ist auch die Nähe zwischen Stadt und Kliniken noch einmal größer geworden.“ Das hat sich nicht geändert, auch heute sind oft Patientinnen und Patienten allein oder auch zu mehreren unterwegs, um in den Läden einzukaufen oder einfach nur durch die Stadt zu bummeln. Familien aus der Stadt nehmen zudem Betroffene in der sogenannten Familienpflege auf, viele Bewohnerinnen und Bewohner engagieren sich ehrenamtlich.



Das Gelände der LWL-Forensik ist von einem hohen Sicherheitszaun umgeben und wird videoüberwacht.

Klinik liegt“, meint der Anwalt. Hubertus Gerlach bestätigt das. „Wir bekommen das gut hin“, sagt der Pflegedirektor, der als Ur-Marsberger beide Seiten kennt. „Wir versuchen so offen wie möglich zu sein, organisieren Musikveranstaltungen, Dichterlesungen oder Ausstellungen bei uns im Therapiezentrum, lassen also die Bürger hinein und zeigen ihnen, wie gut wir sie schützen und gleichzeitig wie intensiv wir therapieren.“

Wir gehen weiter, an einer Hauptstraße entlang, an der wir durch die gepflegten Gärten hindurch immer wieder einen Blick auf eine hohe Mauer werfen können: Die gehört zur Forensik, die hier zwar am Rande der Stadt, aber doch mitten im Wohngebiet Straftäter therapiert, die wegen ihrer Suchterkrankungen hier und nicht im Gefängnis untergebracht sind. Ist auch diese Einrichtung willkommen in der Stadt? Ich frage das, weil es in den vergangenen Jahrzehnten überall dort, wo neue Forensiken gebaut werden sollten, immer wieder zu großer Ablehnung durch die Bevölkerung gekommen ist. Kay Hofheinz hat eine ganz klare Meinung dazu. „Das klappt. Was vor allem an der guten Arbeit der

Ein weiterer Punkt ist, dass bis zu 20 Patienten, wenn sie therapeutisch so weit sind, in Firmen in der Stadt eingebunden werden. „Sie können da eine Zeitlang arbeiten, um wieder eine Tagesstruktur zu bekommen. Nach ihrer Entlassung aus der Klinik müssen sie allerdings die Firmen verlassen, weil wir sonst bei der Größe der Stadt eine ungesunde Struktur bekämen“, sagt Hofheinz, der als stellvertretender Vorsitzender im Beirat der Einrichtung sitzt. Das klingt hart, allerdings kommen fast alle Patienten im Maßregelvollzug nicht aus Marsberg, sondern vor allem aus dem Ruhrgebiet. „Die möchten ja auch zurück, und wenn das frühzeitig vorbereitet und richtig kommuniziert wird, ist das ja auch kein Problem.“



Über ganz Marsberg verteilen sich die Gebäude des LWL, der ein wichtiger Bestandteil der Stadt ist.

Insgesamt, sagt der Anwalt, zeige der LWL viel Gespür für die Anliegen der ansässigen Bevölkerung und das Sorge für eine sehr hohe Akzeptanz der Klinik in der Stadt. Dazu zählen auch die Ausgänge der Patienten, die nach einem sehr strikten Plan gewährt werden. „Wir sehen, dass die Ärztinnen, Therapeuten und Pflegekräfte das sehr verantwortungsbewusst regeln.“ Die Offenheit und Nähe, Hofheinz wiederholt das noch einmal, haben in den vergangenen Jahrzehnten dazu geführt, dass das Verhältnis noch vertrauensvoller und besser geworden ist.

„Vielleicht ist die Stadt ein wenig sozialer, weil so viele Menschen hier in diesem Feld arbeiten.“

Er selbst hat sich ebenfalls viel damit beschäftigt. „Ich habe schon als Jugendlicher in einer AG am Gymnasium Freigänger beim Spaziergang begleitet, Patienten beim Einkaufen unterstützt oder mit ihnen Fußball gespielt.“ Dieses Einbinden in den Alltag hält er für das beste Mittel, um Vorbehalte abzubauen. Auch in den 18 Jahren, die er in Münster und Köln lebte, hielt Hofheinz immer Kontakt zum LWL, war als Anwalt an Betreuungs- und Unterbringungsverfahren beteiligt. Zurück in Mars-

berg engagierte er sich direkt im Beirat. „Für mich ist das einfach der richtige Weg, um dieses gute Verhältnis auch weiterhin beibehalten zu können.“

Schließlich stehen wir im Hauptgebäude der LWL-Klinik Marsberg, die umgeben ist von blühenden Pflanzen und jahrzehntealten Bäumen – die Bevölkerung der Stadt macht hier oft Spaziergänge im Grünen. An den Wänden in den Fluren hängen noch Bilder zum 200-jährigen Bestehen der Einrichtung, die hier ihren Anfang nahm; die Stadt ist mehr oder weniger um die Klinik herum gewachsen. Ist Marsberg durch diese lange Geschichte anders geworden als andere Städte? Kay Hofheinz überlegt, schaut Hubertus Gerlach an. „Ja, vielleicht ist die Stadt ein wenig sozialer, weil so viele Menschen hier in diesem Feld arbeiten“, sagt der Anwalt. „Ich denke auch“, ergänzt der Pflegedirektor. „Um uns herum ist ein großes System entstanden, aus Betreuungsvereinen, Einzelbetreuern, Ambulant betreutem Wohnen und karitativen Einrichtungen. So etwas prägt eine Stadt natürlich und deswegen steht die Mehrheit der Einwohner wohl auch für ein soziales, gutes Miteinander.“



DER LANGENBERG

Ganz oben



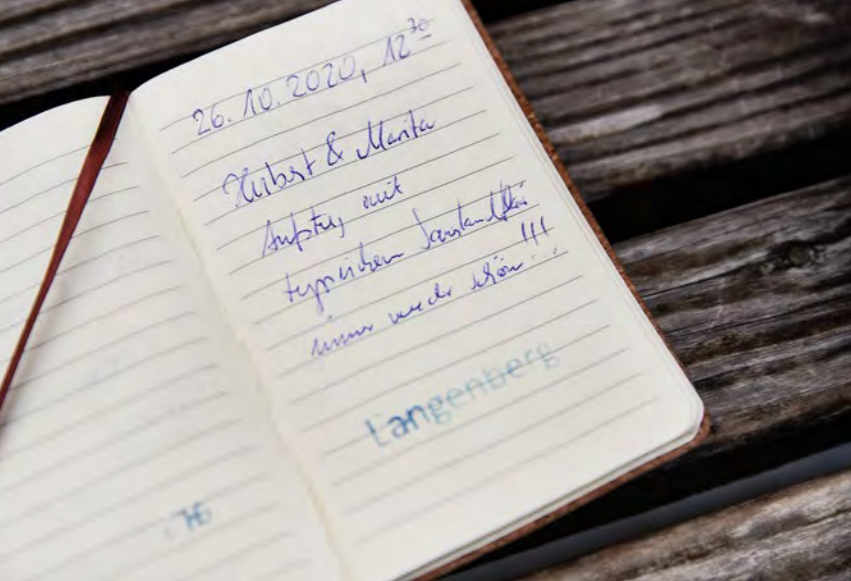
Olsberg

Am höchsten Punkt von
Nordrhein-Westfalen

Viele Menschen denken immer noch, dass der Kahle Asten der höchste Berg in Nordrhein-Westfalen ist. Aber nein, mit seinen 843,2 Metern über Normalnull ist der Langenberg im Hochsauerland knapp 1,30 Meter näher an den Wolken und damit auch die größte Erhebung in ganz Nordwestdeutschland.

Das Plateau, auf dem seit dem Jahr 2010 ein hölzernes Gipfelkreuz steht, ist komplett von Wald umwachsen, sodass der Blick leider nicht allzu weit reicht. Aber der Weg hinauf durch die sauerländische Gebirgslandschaft lohnt sich, egal, von welcher Seite man kommt. —





Der Eintrag im Notizbuch zeigt: Der Langenberg wird gerne bewandert, auch wegen seines typischen „sauerländischen Flairs“.

Genau hinschauen am Wegesrand: Fliegenpilze sind nur ein Beispiel für die vielfältige Flora des Langenbergs.



Die Wege hoch zum Gipfel sind gut zu bewältigen, auch wenn es manchmal ein wenig enger wird.





Das Landhaus Ilse gehört der Gemeinde Burbach und steht seit 2001 unter Denkmalschutz.



SÜDLICHSTER PUNKT WESTFALENS

Bauhaus im Siegerland



Burbach

Das Landhaus Ilse erzählt Architekturgeschichte

Schon auf den ersten Blick sieht das im Jahr 1924 erbaute „Landhaus Ilse“ mit seinen klaren Formen und der verputzten Fassade ganz anders aus als die Häuser der Region mit ihrer Fachwerk- und Schieferarchitektur. Quadratisch, praktisch, gut, könnte man denken und tatsächlich orientiert es sich am „Haus am Horn“, dem heutigen Weltkulturerbe, das als Musterhaus der Bauhaus-Bewegung vor 100 Jahren in Weimar errichtet wurde.

Entdeckt wurde dieser Burbacher Nachbau erst um die Jahrtausendwende, als eine neue Besitzerin die Ähnlichkeit bemerkte. —





Dr. Michael Schulte Strathaus führt die Schulte Strathaus GmbH & Co. KG in Werl.

UNTERNEHMEN IN WESTFALEN

Verantwortung übernehmen



Werl

In der Region sorgen viele Firmen für Arbeitsplätze, Innovationen und sozialen Ausgleich

Ein kleines Gewerbegebiet, das an grüne Wälder angrenzt, mit einigen Hallen und Industriebauten, in der Nähe eine Hauptstraße mit Fastfood-Kette, Baumarkt und Tankstelle. So sieht es aus rund um kleine wie große Städte in Westfalen-Lippe. Nicht schön, aber nützlich. Das Besondere an dieser Szenerie ist in der Region aber, dass hier, an diesen Orten, wirtschaftliche Knotenpunkte entstanden sind. Fast zwei Drittel aller Beschäftigten in Westfalen-Lippe arbeiten in kleinen und mittleren Unternehmen, den sogenannten KMU, und das gehört zur Spitze in Deutschland. Zum Vergleich: Im Rheinland liegt der Wert gerade mal bei 50 Prozent.

Der Mittelstand trägt die Region und in Werl gilt das noch einmal mehr. Hier, in Südwestfalen, stellen die

Familienunternehmen fast 70 Prozent der Arbeitsplätze. Eines von ihnen ist die Schulte Strathaus GmbH & Co. KG, deren Chef Michael Schulte Strathaus die familiäre Firma in der zweiten Generation führt. Gegründet hat sie sein Vater im Jahr 1952, er übernahm sie Ende der 1980er-Jahre. „Damals lief das Unternehmen gut, aber von den alten Erfolgen konnten wir nicht mehr lange zehren“, sagt der promovierte Diplom-Kaufmann, während er in seinem schlichten Besprechungsraum über die blank polierte Tischplatte streicht.

Die Krise des Unternehmens kam mit dem Strukturwandel. Schulte Strathaus deutet auf einen schwarz glänzenden Kohlebrocken, der hinter ihm auf einem Sideboard liegt. „Bis zum Jahr 2002 hatten wir 100

Prozent unserer Umsätze mit dem deutschen Steinkohlenbergbau gemacht, an den wir hochfeste Fördergurte geliefert haben“, erklärt der Unternehmer. Mit dem schrittweisen Ausstieg Deutschlands aus der Kohleförderung änderte sich alles: „Uns war damals klar, dass wir zwischen 2015 und 2020 entweder unser Unternehmen auslaufen lassen oder etwas Neues machen mussten.“

Schulte Strathaus entschied sich für den Neuanfang. Er setzte auf die Fähigkeiten seiner Beschäftigten. Das hat funktioniert. „Wir haben mehr Produkte und mehr Branchen, die wir beliefern können, identifiziert und nun ein viel breiteres Portfolio.“ Heute produziert das Unternehmen mit drei Geschäftsbereichen zum Beispiel Technologien, um Fördergurte zu reinigen, entwickelt Brandschutz- und Dichtungstechnik oder individuell produzierte Schwingförderer und Siebmaschinen. Mit 80 Beschäftigten und Werken in Werl, Recklinghausen und im indischen Pune ist Schulte Strathaus international vertreten.

Fast zwei Drittel aller Beschäftigten in Westfalen-Lippe arbeiten in kleinen und mittleren Unternehmen.

Für seine Nachfolge hat der geschäftsführende Gesellschafter auch schon gesorgt. Zwei seiner drei Kinder werden übernehmen. Für ihn ist das nicht selbstverständlich, der Nachwuchs geht bekanntlich oft eigene Wege. Unabhängig sein, Entscheidungen treffen können und, ja, auch gut verdienen, wenn es läuft, sind gute Argumente. Aber die Verantwortung für das Unternehmen und die Beschäftigten ist auch nicht zu vernachlässigen. Immer wichtiger wird für Michael Schulte Strathaus dabei auch der Aspekt, dass man mit seinen Produkten einen Mehrwert für die Gesellschaft schaffen kann. „Wir setzen auf Effizienz und Nachhaltigkeit, weil unsere Produkte zum Beispiel die Verschwendung von Rohstoffen für unsere Kunden reduzieren. Außerdem halten unsere Anlagen sehr lange.“

Schulte Strathaus leitet ehrenamtlich den Verein „Wirtschaft für Südwestfalen“, der mittlerweile über 350 Unternehmen repräsentiert und als Teil der Südwestfaleninitiative Gesellschaft, Politik und Wirtschaft zusammenbringt. Außerdem ist er Vorstandssprecher des Lebenszentrums Unna-Königsborn. Über 500 Beschäftigte arbeiten für das Lebenszentrum unter anderem in einem Krankenhaus für Menschen mit schwersten



Mehrfachbehinderungen, in einem Familienzentrum, in einer Heilpädagogischen Kita, in einer Pflegeambulanz oder in einem Haus für Wachkomapatientinnen und -patienten. „Das klingt tatsächlich nach viel Arbeit, ist es aber nicht ganz, weil wir uns nur einmal im Monat treffen müssen und als ehrenamtlicher Vorstand die Strategie festlegen“, winkt Schulte Strathaus ab.

Angefangen hat er damit als Student und warum? „Meine Eltern haben die Vorgängerorganisation auch schon unterstützt. Ich finde es sehr wichtig, dass ich da mein Wissen einbringen kann, und ich wollte einfach ein bisschen dafür zurückgeben, dass ich gesund und im Wohlstand aufgewachsen bin.“

Chef eines erfolgreichen Familienunternehmens und sozial engagiert: Dr. Michael Schulte Strathaus steht für viele Unternehmer in der Region.



Innenansicht des Treppenturmes mit künstlerischer Installation von Diana Thater, Broken Circle, 1997/2001, Courtesy die Künstlerin.

MUSEUM FÜR GEGENWARTSKUNST

Der künstlerische Blick



Siegen

Wenn Kunst sich innen und außen zeigt

Mitten in der Innenstadt von Siegen steht das Museum für Gegenwartskunst, das alleine durch seine Architektur ein Zeichen setzt. Die Kombination aus einem alten Telegrafenturm von 1894 und einem Neubau von 2001 ergibt einen spannenden Rahmen für die wechselnden Ausstellungen aktueller Gegenwartskunst und ihrer Geschichte. Die Sammlung mit Werken international renommierter Künstlerinnen und Künstler wie Francis Bacon, Cy Twombly, Lucian Freud, Bridget Riley oder Sigmar Polke (als Rubens-Preisträger der Stadt Siegen), fotografische Serien von Bernd und Hilla Becher sowie Videoarbeiten und Installationen einer internationalen Kunstszene machen einen Ausflug in die Geburtsstadt des Barockmalers Peter Paul Rubens zum Erlebnis. —



Bernd und Hilla Becher, Fachwerkhäuser des Siegener Industriegebietes, 1959-1978, © 2001 Estate Bernd und Hilla Becher, repräsentiert durch Max Becher.

NATURSCHUTZ

Auf dem Dach Westfalens



Winterberg

Ein Spaziergang zu den seltenen Bergheiden auf dem Kahlen Asten

Westfalen fahren wie viele andere gerne an die Nordsee oder in die Alpen, fliegen nach Mallorca oder auch mal ganz weit weg. Überall dort schauen sie sich, etwa wenn es regnet, auch ein Heimat- oder Naturkundemuseum an. Das ist spannend. Doch etwas Ähnliches geht auch zu Hause, in der eigenen Region.

Auf dem Kahlen Asten, dem zweithöchsten Berg Westfalens, lässt sich hervorragend ein Tag verbringen, an dem das Wandern – oder auch nur Spaziergehen –, die sehr, sehr frische Luft und natürlich das Lernen im Vordergrund stehen können (genauso gut kann man



Burenziegen sind typisch für die Heidelandschaft in Westfalen.

aber auch mit einem kühlen Getränk auf einer der gemütlichen Holzbänke sitzen und über die sauerländische Gebirgslandschaft blicken). Was die Flora hier, 841 Meter über Normalnull, zu bieten hat, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Zwischen den weiten Nutzwäldern, die vor allem aus Fichten bestehen und sich kilometerweit über die Berge erstrecken, sind immer wieder kahlere Flächen zu sehen. Bei genauerem Hinschauen entpuppen sie sich als Bergheiden, ein in Deutschland wie im Ausland immer seltener werdendes baumarmes Ökosystem.

Das weiß ich natürlich nicht von alleine, sondern Holger Krafft hat es mir erzählt. Der Biologe kennt sich hier bestens aus. „Ich bin so ein richtiger Mittelgebirgs-Heini“, sagt der hochgewachsene Mann in Outdoor-Kleidung, der nach seinem Studium in Konstanz wieder in die Heimat zurückgekommen ist. „Mir gefällt es hier eben.“ Der Wissenschaftler kniet sich hin, streicht über etwas, das für mich nach

Der Biologe Holger Krafft engagiert sich für die Bergheiden im Rothaargebirge.



einem schlichten Grashalm aussieht. „Das ist Borstgras, das in einer gesunden Heide zwischen den Heidepflanzen vorkommt.“ Es wird von genügsamen Rassen wie Heidschnucken und Burenziegen gefressen, die hier für die Heidelandschaft typisch sind.

Ich zeige auf Pflanzen, Krafft benennt sie – und erzählt Geschichten dazu. Wir sehen zum Beispiel die Arzneipflanze Arnika (giftig), den Kleinen Klappertopf (weil die Samen in der Blüte klappern), den Blutwurz, die rundblättrige Glockenblume, den Waldehrenpreis, die Preiselbeere und die Blaubeere natürlich. Daneben erblicken wir Ebereschen, Fichten und Birken.

Holger Krafft kennt sich nicht nur gut aus, er schützt auch Flora und Fauna im Sauerland. Er betreut unter anderem das Projekt „Bergheiden im Rothaargebirge“, das von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt und den Bundesländern Nordrhein-Westfalen und Hessen finanziert wird. Dafür kartiert er gemeinsam mit einem Kollegen vier Jahre lang 90 groß- und kleinflächige Bergheiden, erfasst und analysiert deren sämtliche Daten, plant Maßnahmen und erstellt Pflegekonzepte. Neben den Heiden auf dem Kahlen Asten gehören auch Flächen am Ettelsberg und auf dem Kahlen Pön dazu.

Die Bergheiden sind ein in Deutschland wie im Ausland immer seltener werdendes baumarmes Ökosystem.

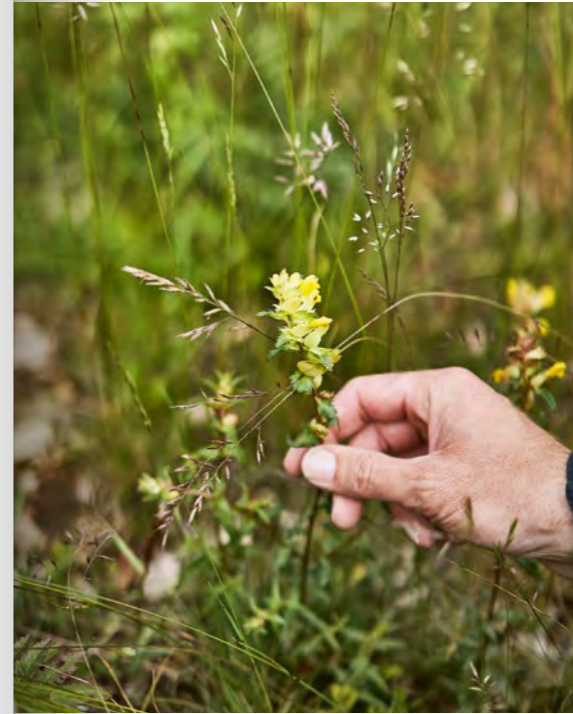
„Wir versuchen zunächst einmal, die Heide wieder näher an ihren Ursprungszustand zu bringen, also die zu dem Ökosystem gehörenden Pflanzen zu fördern und eine der Kulturlandschaft entsprechende Bewirtschaftung einzuführen“, erzählt Krafft. Ein Teil davon sind die braunweißen Burenziegen, die hier oben auf dem Berg die Heide abgrasen und momentan ein paar Kilometer



entfernt auf einer anderen Fläche ihr Futter suchen. Sie sind nötig, weil „ohne sie die Heide einfach zuwachsen würde“.

S. 259

Einen wichtigen Beitrag, die biologische Vielfalt zu erhalten, leistet auch die neue Wegeführung, die der LWL als Eigentümer des Kahlen Asten angelegt hat. Auf dem oberen Plateau führt ein planierter Rundweg vom Astenturm rund 500 Meter um den Berg, auf dem Menschen mit körperlichen Behinderungen oder auch Familien mit Kinderwagen bequem spazieren gehen können. Außerdem wurden etwa Infoschilder so gestaltet,



Die Heide soll wieder näher zu ihrem Ursprungszustand zurück, indem die zu dem Ökosystem gehörenden Pflanzen gefördert werden.

dass Menschen im Rollstuhl sie problemlos unterfahren können. Zudem sind mehrere Schotterwege angelegt, auf denen man bequem durch die Heide laufen kann.

Die Schotterwege erfüllen aber auch einen anderen Zweck, sagt Krafft. „Wir hatten immer mehr Besucher, die kreuz und quer wild spazieren gehen, wodurch das Wegenetz auf dem Kahlen Asten zu dicht wird. Dadurch werden die Tiere in ihrem Lebensraum zu regelmäßig gestört.“

Mit dem neuen Wegekonzept hat sich das etwas gebessert, sagt Holger Krafft zum Abschied, wobei sich immer noch sehr viele Menschen nicht an die Vorgaben halten. Der Biologe und der LWL arbeiten weiterhin daran, die Natur zu schützen. „Ich hoffe, dass die Leute das besser annehmen, damit wir alle die Heide auch in Zukunft noch so genießen können, wie sie ist.“

KAPITEL 2

Westfälisches Ruhrgebiet



EMSCHER & CO.

Das Leben ist ein langer ruhiger Fluss



Unna

Von der Kloake
zum Naturraum

Mitten im Ruhrgebiet, in Holzwickede bei Dortmund, entspringt die Emscher, die dann quer durch die Region und schließlich nach rund 80 Kilometern in den Rhein fließt. Wenn sie sprechen könnte, würde sie eine Geschichte erzählen, die in 130, 140 Jahren immer wieder Wendungen nahm. Dort, wo die Emscher ihren Lauf nimmt, war damals nur eine dünn besiedelte Landschaft zu sehen, die sich in kurzer Zeit zu einem europäischen Ballungsraum wandelte, der auf Kohle und Stahl setzte. Der Region ging es gut, der Natur weniger. Die Emscher wurde, so sagt man, zur Kloake, zum dreckigsten Fluss der Bundesrepublik Deutschland – die Abwässer aus den



61

vielen Häusern, der Landwirtschaft und den Fabriken landeten in dem ehemals so sauberen Wasser. In solchen Mengen, dass es außerdem schwere Überschwemmungen und fürchterliche Hygieneprobleme gab – wozu auch die Begräbigung der Emscher beitrug.

Mit dem Strukturwandel, dem Verlust von Zechen und fast allen Stahlwerken, änderte sich alles. Der Fluss wird wieder sauber und in ein natürliches System zurückgebaut, eine Aufgabe für Generationen, die die Emschergenossenschaft in einem der größten Infrastrukturprojekte Europas umsetzt. Es entsteht ein abwechslungsreicher, auch touristisch nutzbarer Naturraum.

Die Emscher ist der kleinste und die Ems mit 371 Kilometern Gesamtlänge der größte in Westfalen-Lippe entspringende Fluss. Das Wasser aller durch die Region fließenden Flüsse landet am Ende in der Nordsee beziehungsweise dem Ijsselmeer, immer mit dem Umweg über Rhein, Weser oder Ems. Dazu gehören zum Beispiel die Lenne, die auf einer Länge von circa 130 Kilometern fast 730 Höhenmeter talwärts fließt, und die Ruhr, Lahn, Sieg und die Lippe, die mit 193 Kilometern am längsten ist und das genaue Gegenteil zur Pader: Die bringt es gerade einmal auf vier Kilometer. ■

Links der Rhein-Herne-Kanal, daneben die Emscher: Aktuell wirkt der stark eingedeichte Fluss wie ein Kanal. In den kommenden Jahren wird sich die Optik der Emscher verändern.

BETREUTES WOHNEN

Wenn sich Eltern von ihren behinderten Kindern lösen



Bochum

Unterstützung für junge Menschen mit Behinderungen auf dem Weg in die Selbstständigkeit

Kinder mit Behinderungen leben meistens zu Hause bei ihren Eltern, außer wenn es die Einschränkungen nicht zulassen. Werden aus den kleinen dann große Leute, steht für alle von ihnen die Entscheidung an, wie sie als Erwachsene wohnen werden. Den meisten Eltern fällt die Entscheidung nicht leicht. Sie fragen sich oft, wie überhaupt jemand besser als sie auf die Besonderheiten ihrer Tochter oder ihres Sohnes eingehen soll. Und wie es dann weitergeht, wenn sie selbst nicht mehr in der Lage sind, sich um ihre Kinder zu kümmern. Viele junge Menschen mit Behinderungen möchten, genauso wie Gleichaltrige ohne Handicaps, alleine wohnen. Damit dieser Abnabelungsschritt leichter fällt, brauchen die Eltern viel Vertrauen in ihre Kinder – und natürlich auch in das Wohnangebot. Andersherum müssen auch die jungen

Menschen mit Behinderungen Selbstvertrauen verspüren, dass es für sie in der Selbstständigkeit klappen kann.

Für Karin van Eyk war, so erzählt sie es heute, schon immer sehr klar, dass ihre Tochter Hannah spätestens dann ausziehen soll, wenn ihr jüngerer Bruder ebenfalls aus dem Haus geht. „Wir waren immer sehr stark involviert, haben zum Beispiel dafür gekämpft, dass Hannah in eine ganz normale Grundschulklasse gehen kann – so haben wir für die erste integrative Klasse in Bochum gesorgt“, erinnert sich die Mutter. Irgendwann musste damit Schluss sein, sagt sie, aus zwei Gründen: „Hannah will genauso selbstständig leben wie alle anderen Menschen auch und wir als Eltern wollen unser ‚drittes Leben‘ mit weniger Verantwortung und mehr Freizeit führen.“

Karin van Eyk (l.) besucht ihre Tochter Hannah in den Claudius-Höfen in Bochum, wo diese seit einigen Jahren in einem eigenen Apartment lebt.



**„Mir gefällt es hier gut.
Ich kann essen, was ich
will, und ich kann auch
machen, was ich will.“**

S. 261

Ein stationäres Wohnen kam dabei nie infrage. „Hannah war dafür immer schon viel zu fit. Doch es muss eine Betreuung geben, weil sie ganz alleine nicht zurechtkommen würde.“ **Ambulant Betreutes Wohnen** sollte es sein, sagt Karin van Eyk, „und das haben wir hier sehr gut angetroffen.“ Hier, das ist im Moment des Gesprächs ein sonniger Balkon, ein paar Gehminuten entfernt vom Bochumer Hauptbahnhof und dennoch in absolut idyllischer Ruhe in den Claudius-Höfen. Hannah van Eyk ist ein wenig müde, weil sie gerade erst von ihrer Arbeit in der Werkstatt für behinderte Menschen gekommen ist. „Mir gefällt es hier gut“, sagt sie und lächelt schüchtern, aber das gibt sich schnell, als sie weiter erzählt. „Ich habe drei Mitbewohner, die sehe ich ab und zu, und vor allem habe ich mein eigenes Apartment, da bin ich immer sehr gerne und gucke Fernsehen oder so“, sagt sie, während sie mit ihren Fingern an ihrem geblühten Kleid entlangstreicht. Ihre Mutter beobachtet sie interessiert und offensichtlich auch entspannt, sie traut ihrer Tochter das zu, auch ein Gespräch mit einem fremden Journalisten.

Ob es nicht komisch gewesen sei, von zu Hause auszuziehen, und Hannah van Eyk schüttelt den Kopf. „Ich habe mir meine Möbel ausgesucht und das Apartment eingerichtet. Das ist alles neu“, sagt sie. Sie kannte auch von Anfang an andere in den Claudius-Höfen, weil die mit ihr zur Schule gegangen sind. „Lotte.“ „Shari und Giulia“, zählt sie weiter auf. Die beiden haben sie in der „Wohnschule“ auf das neue Leben vorbereitet.

Hannah war nicht wichtig, wer mit ihr zusammenwohnt. Sie kann ja in ihr Apartment gehen, sagt sie, und so viel unternimmt sie sowieso nicht mit den Mitbewohnern. Die 33-Jährige mag ihre Freiheit, das merkt man. „Ich kann essen, was ich will, und ich kann auch machen, was ich will“, sagt sie und erzählt dann davon, was sie am liebsten kocht: „Nudeln, gefüllte Paprika, Möhren durcheinander, Heringssalat mit Salzkartoffeln und Spaghetti bolognese.“ Dann steht sie auf, geht Matthias, dem Fotografen, ihr Zimmer zeigen, um einige Fotos zu machen, ganz in Ruhe.

Ich stelle auch Karin van Eyk noch mal die Frage, ob es nicht doch ein bisschen schwierig gewesen sei loszulassen. „Natürlich haben wir uns sehr viel Mühe gegeben, das Richtige für Hannah zu finden“, sagt Karin van Eyk, aber: „Der Schritt war genau der richtige, für uns und für sie.“ Die Tochter sei glücklich, genieße ihr Leben, könne vieles von dem unternehmen, was auch junge Menschen in ihrem Alter, die keine Behinderungen haben, machen können.

Hannah van Eyk lebt gerne in ihrer eigenen Wohnung, wo sie sich nach der Arbeit entspannt.



Der „richtige“ Ort, das sind für Hannah van Eyk die Claudius-Höfe, eine Wohnanlage mit modernen, lichten Apartments und kleinen Reihenhäusern, die allesamt barrierefrei gestaltet sind und verschiedene Bedürfnisse erfüllen. Menschen jeden Alters leben hier, ältere Menschen, Familien, Studierende und eben Menschen mit Behinderungen. Im Jahr 2012 zogen die ersten ein – darunter Hannah van Eyk –, rund 180 Personen sind es heute.

Die Familie war schon sehr früh bei den Planungen für die Claudius-Höfe dabei. Beide Kinder waren auf der integrativen Matthias-Claudius-Schule in Bochum, deren Träger die Wohnanlage bauen ließ. „Wir haben damals davon gehört, das klang nach einer guten Geschichte“, sagt Karin van Eyk: das gemeinsame Leben, die mehreren Generationen, der Austausch zwischen den Menschen. Nicht alles hat sich bewahrheitet. „Ich hatte erwartet, dass mehr Kommunikation zwischen den



Mutter Karin van Eyk, Tochter Hannah van Eyk und Betreuerin Svea-Maria Hielscher (v. l.) arbeiten eng zusammen.

Gruppen stattfindet. Aber nachdem es am Anfang einige Abende gab, bei denen die Menschen mit Behinderungen dann doch wieder eher für sich saßen, ist das Ganze eingeschlafen“, erzählt Karin van Eyk.

Außerdem, das sagt sie gleich mehrfach, sei die Aufteilung der Wohnung nicht optimal, zumindest aus der Perspektive ihrer Tochter. „Hannah mag es, so wie ihre Mitbewohner auch, sich zurückzuziehen, ein zweites Zimmer, also ein Schlafzimmer, wäre sinnvoll gewesen. Man darf nicht vergessen, wir haben hier ja keine Studenten-WG, sondern Berufstätige, die gerne eben auch für sich sind“, sagt Karin van Eyk. „Sie nutzt die gemeinsamen Räume, die große Küche und das Wohnzimmer, gar nicht so intensiv.“ An ihrem Ein-Zimmer-Apartment mit Küchenzeile, das wie alle mit einem eigenen Bad ausgestattet ist, hat sie deswegen auch eine eigene Klingel angebracht bekommen, damit sie sich hinter ihrer Tür wie in einer eigenen Wohnung fühlen kann.

„Das ist allerdings auch klagen auf hohem Niveau“, sagt Karin van Eyk. „Hannah ist sehr gut angekommen in ihrer neuen Lebenssituation.“ Dazu trägt die tolle Lage bei, sagt die Mutter. Ihre Tochter geht ab und zu ins zehn Minuten entfernte Bermuda-Dreieck – die Ausgehmeile in Bochum –, zur Tanzschule oder ins Fitnessstudio. Vieles macht sie allein, manchmal begleitet sie auch Svea-Maria Hielscher. Sie arbeitet für das Team vom Ambulant Betreuten Wohnen des Evangelischen Johanneswerks, das Hannah van Eyk mit 6,5 sogenannten Fachleistungs-



stunden pro Woche durch die Tücken des Alltags begleitet. Die „Bezugsbetreuerin“ ist heute auch dabei, sie spricht mit Karin van Eyk durch, was in den vergangenen Wochen los war.

„Das meiste klappt wirklich gut“, sagt Svea-Maria Hielscher, „aber manchmal stehen wir auch ein wenig zwischen den Eltern und ihren erwachsenen Kindern.“ Was Mutter oder Vater wollen, entspräche gelegentlich eben nicht dem, was die jungen Menschen wollen, wie in jeder Familie. „Das stimmt, wir als Eltern gehen oft doch emotional an die Sache ran und die Bezugsbetreuerinnen sind im Alltag vielleicht viel näher dran an unseren Kindern“, sagt Karin van Eyk.

Svea-Maria Hielscher und ihre Kolleginnen und Kollegen sind für 13 Menschen verantwortlich. Sie sorgen für Struktur, helfen bei den kleinen und großen Problemen – vom Einkauf bis zur Kühlschrankreparatur. „Je nach Fähigkeiten können unsere Klienten manche Dinge sehr gut, andere dagegen weniger und so ergänzen wir, was für den jeweiligen eben nötig ist.“ Die Arbeit startet meist, wenn Hannah van Eyk und die anderen Bewohnerinnen und Bewohner aus der Werkstatt für behinderte Menschen nach Hause kommen, und geht bis ungefähr 20 Uhr. „Nachts sind immer auch Schlafbereitschaften im Büro, um bei möglichen Notfällen eingreifen zu können oder in den Abendstunden und bei der morgendlichen Routine zu unterstützen.“

Neben den gemeinsamen Alltagstätigkeiten sprechen Betreuerinnen und Klienten auch viel miteinander. „Wir hören zu, wenn es zum Beispiel Streit auf der Arbeit oder mit den Mitbewohnern, aber auch mal mit den Eltern gibt“, erzählt Svea-Maria Hielscher, die eine enge Bindung zu den Klientinnen und Klienten aufbaut. „Dafür brauchen wir auch den Vertrauensvorschuss der Eltern. Da ist es nicht einfach, wenn wir bestimmte Dinge vielleicht anders machen, als sie es tun würden.“ Der Ablöseprozess ist nicht einfach, sagt die



„Viele merken erst hier, dass sie alleine gut klarkommen, mehr Selbstständigkeit haben und sich auch von den Normen und Werten von zu Hause ein wenig lösen können.“

Heilpädagogin und dabei sind – wie bei allen Themen – Menschen mit Behinderungen nicht anders als diejenigen ohne. „Viele merken erst hier, dass sie alleine gut klarkommen, mehr Selbstständigkeit haben und sich auch von den Normen und Werten von zu Hause ein wenig lösen können.“ Sie wollen nicht immer sofort ans Telefon gehen, wenn die Mutter anruft, wollen nicht so ordentlich sein, wie es daheim gefordert wurde, „sie tun einfach auch einmal etwas, was nicht so clever ist“, sagt Svea-Maria Hielscher.

Die Bezugsbetreuerin traut ihren Klientinnen und Klienten sehr viel zu, sagt sie, auch das müssten die Eltern manchmal lernen. „Schauen Sie sich mal Hannah an: Sie geht acht Stunden am Tag zur Arbeit, fährt da alleine hin, besucht fünfmal in der Woche das Fitnessstudio,

macht Bauchtanz und geht in die Tanzschule. Sie leistet so viel.“ Der Abnabelungsprozess mit den van Eyks habe gut geklappt, sagt Svea-Maria Hielscher. „Aber wir hatten auch schon Familien, bei denen das gar nicht läuft. Das liegt dann eigentlich immer daran, dass Eltern glauben, dass ihre Kinder etwas nicht können.“ In den meisten Fällen funktioniert es eben doch. „Der einzige Nachteil ist oft, dass die Bewohner am Anfang ein wenig zunehmen, manchmal, weil sie einfach anders essen als zu Hause, manchmal auch aus Heimweh und Frust. Aber das gibt sich dann – und wir passen auch auf.“

Zum Beispiel, indem sie das Geld der Bewohnerinnen und Bewohner verwalten. „Wenn ich mir etwas kaufen möchte, frage ich Svea-Maria“, erzählt Hannah van Eyk, „eine Dose Cola Zero oder ab und zu einen Kinderriegel.“

Über die Arbeit möchte sie weniger sprechen, über ihre Hobbys umso mehr. „Tanzen, Fitness, Schlagerpartys“, zählt sie auf, „Anna-Maria Zimmermann mag ich, Roland Kaiser und Helene Fischer.“ Und Reisen. „Hier waren wir in Namibia, hier in Neuseeland, hier in Sri Lanka“, erzählt sie zu Fotos an den Wänden. Familie van Eyk ist eine Reisefamilie, so scheint es, und da ist Hannah van Eyk immer noch gerne dabei.

Ihrer Mutter fällt noch etwas ein: die Rechte ihrer Tochter. Denn, Hannah selbstständig leben zu lassen und gleichzeitig zu schauen, dass es ihr gut geht und sie auch wie ein erwachsener Mensch behandelt wird, sei gar nicht so einfach. Ein Beispiel sei das Duzen. „Ich bin da sehr rigide. Heute habe ich ihr erklärt, dass zwei Männer kommen und mit ihr sprechen und sie fotografieren wollen. ‚Und die müssen dich siezen‘, habe ich gesagt. Für jemanden wie Hannah, die gerade einmal 1,43 groß ist, ist es eher normal, dass die Menschen sie duzen“, sagt Karin van Eyk. „Sie bekommt auch an der Wursttheke manchmal wie ein kleines Kind eine aufgerollte Scheibe Schinkenwurst, das geht einfach nicht. Ich bin Frau van Eyk, sie ist Frau van Eyk und das muss sie selbst lernen, genauso wie die Menschen um sie herum.“



DAS DORTMUNDER „U“

Urbane Landmarke



Dortmund

Von Bier, Kohle und
Stahl zu Bildung,
Forschung und Kultur

Jeder, der schon mal in Dortmund war oder auch nur mit dem Zug durchgerauscht ist, kennt es: das Dortmunder „U“, das seit den 1920er-Jahren eines der Wahrzeichen der Ruhrgebietsstadt ist. Stand es früher für die Dortmunder Union Brauerei und damit für die Biertradition der Stadt, die als größter Bierhersteller Europas galt, ist in dem architektonisch spannenden Gebäude nun ein Zentrum für zeitgenössische Kultur entstanden. Apropos hohe Landmarken: Nur wenige Kilometer entfernt, im Dortmunder Westfalenpark, steht der „Florian“ – ein Fernsehturm mit einer Aussichtsplattform und dem ersten drehbaren Restaurant in Deutschland, der auch das höchste Denkmal in Westfalen-Lippe ist. —



Das Dortmunder „U“ und der „Florian“ im Westfalenpark sind weithin sichtbare Symbole für die Stadt Dortmund.





Wie Formen, Farben und Licht heilen helfen



Dortmund

Gebäude bieten nicht nur die Hülle für die Therapie, sondern sind ein wichtiger Bestandteil fürs Gesundwerden

Wenn es um die Behandlung psychischer Erkrankungen geht, um Angststörungen, Demenz oder Psychosen zum Beispiel, reden die meisten Menschen über Ärztinnen, Therapeuten und – natürlich – auch über Medikamente. Ein Aspekt, mit dem sich in dem Zusammenhang eher wenige beschäftigen, ist die Architektur. Das ist schade, denn die Umgebung, in der Menschen behandelt werden, müsste doch eigentlich auch eine wichtige Rolle spielen, so ähnlich wie zu Hause oder am Arbeitsplatz.

Wir sind deswegen nach Dortmund gefahren, wo der LWL im Jahr 2017 einen neuen modernen Klinikkomplex eröffnet hat. Hier, im Stadtteil Aplerbeck, entstand im Jahr 1895 eine Klinik, damals noch als „Irrenanstalt“ bezeichnet, die fortschrittlich auf Gitter, Zäune und auch auf Zwangsjacken verzichtete. Zu sehen ist die alte Struktur noch heute, das ehemalige Hauptgebäude steht direkt in der Mitte, wenn man auf das Gelände fährt, rechts und links sind andere alte Gebäude aus dieser Zeit spiegelbildlich angeordnet.



Helmut Gesmann ist Architekt des LWL-Bau- und Liegenschaftsbetriebs und war für den Neubau in Dortmund mitverantwortlich.

Über die Jahre kamen immer mehr Häuser hinzu, die Patientenzahlen stiegen. Die Klinik wurde wie viele ihrer Zeit wie ein „Dorf“ strukturiert, mit einer eigenen Versorgung, mit Gärten und auch mit viel Grün drumherum, in dem die Erkrankten durchatmen können sollten.

Die Psychiatrie entwickelte sich danach weiter, mehr Medikamente, aber auch therapeutische Ansätze kamen hinzu. Außerdem veränderte sich die Unterbringung in der Klinik. Kurz bevor die Bundesregierung 1975 eine Studie zur Lage der Psychiatrie (die Psychiatrie-Enquete) veröffentlichte, wurde in Dortmund der nächste große Schritt in der Architektur gemacht: 1973 wurde das zehnstöckige Bettenhochhaus in Betrieb genommen. Aus heutiger Sicht wirkt das Gebäude unpassend für eine menschenzentrierte Psychiatrie, aber in der damaligen Zeit passte das Haus in die Welt: Es hatte nur noch Ein- bis Dreibettzimmer statt Bettensäle und sparte Platz auf dem Gelände.



Die geometrische Form des Neubaus ist gleichzeitig fließend und bewegt. Die Innenräume sind in hellen, positiv wirkenden Farben gestrichen und passend dekoriert.

Heute würde man das nicht mehr so machen, was das ganz neue Gebäude sichtbar zeigt. In den 2010er-Jahren geplant, soll die Architektur die Behandlung nach heutigem Wissen unterstützen, sagt Helmut Gesmann, der über das Klinikgelände führt. Er ist Architekt in Diensten des LWL-Bau- und Liegenschaftsbetriebs (BLB), der schon viele Gebäudeneubauten und -sanierungen des Verbandes betreut hat. Gesmann war für das Projekt in Dortmund verantwortlich und er ist sichtlich stolz darauf. „Der BLB entwirft, plant und setzt LWL-Baumaßnahmen um. Er sorgt auch dafür, dass solche Großplanungen wie der Neubau in Dortmund durchgeführt werden können“, beschreibt er seine Arbeit. Rund 47 Millionen Euro hat der LWL hier verbaut – inklusive des benachbarten Restaurants, in dem die Patientinnen und Patienten, die Belegschaft und die Gäste essen können.

Um den Bau zu verstehen, lassen wir nach dem geschichtlichen Rundgang das neue Klinikgebäude, das Phönix-Haus, erst einmal von außen auf uns wirken. Die geometrische Form ist gleichzeitig fließend und bewegt, sie nimmt die Baumstruktur auf dem fast waldartigen Gelände wieder auf. „Dies ist ein Leitmotiv für die Architekten gewesen. Sie wollten die Dimensionen der Bäume aufgreifen und gleich-

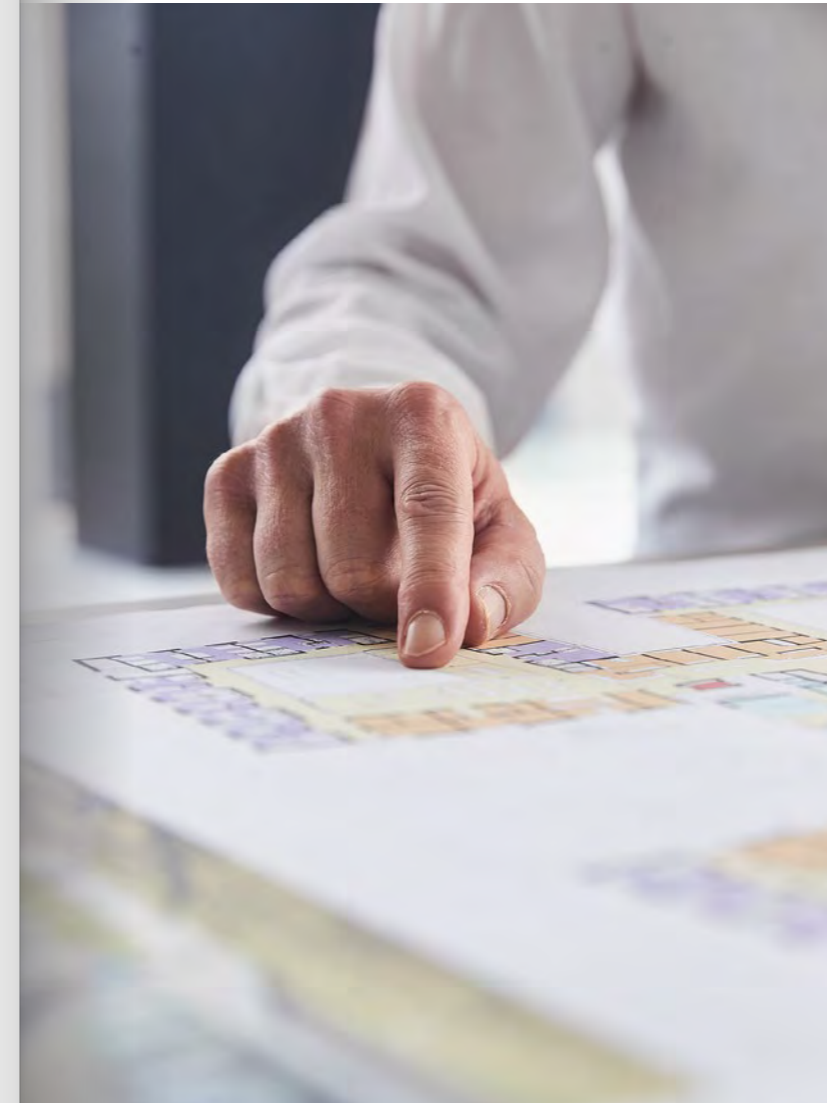
zeitig das Gebäude in die Umgebung einbetten.“ Das hat schon mal funktioniert. Die Fassade wirkt trotz aller Bewegung dennoch sehr geordnet, auf jeder Etage sind im Wechsel weißliche, gräuliche und grünliche Fassadenelemente angeordnet, die erst beim zweiten Hinschauen zeigen, was dahintersteckt: viele Fenster nämlich, die zum Teil durch Lochbleche verborgen sind.

„Farben haben eine Wirkung und das haben wir uns hier zunutze gemacht.“

Die Konstruktion hat einen Zweck. „Die Patienten können von innen hinausschauen und haben sehr helle Zimmer – von außen aber kann niemand hineinsehen“, erklärt Helmut Gesmann. Die Fenster, die hinter den fest installierten Blechelementen liegen, lassen sich ganz öffnen, die Lochbleche in der Fassade hingegen sind fest verschlossen – ein Schutz gegen mögliche Suizidversuche, mit denen eine psychiatrische Klinik rechnen muss.

Innen zeigt das 216-Betten-Haus, das wie ein vierblättriges Kleeblatt angelegt ist, ein ähnliches Gesicht. Auf jeder der drei Etagen sind Stationen angeordnet. Die Fenster der Krankenzimmer sind zum Grünbereich, die Therapie- und Versorgungsräume zu den Innenhöfen ausgerichtet.

S. 259 ←



Für den Klinikneubau war sehr viel Planung notwendig, alleine rund 30 Gewerke mussten ausgeschrieben werden.

Die Fenster hinter Blechelementen lassen viel Licht in die Zimmer der Patientinnen und Patienten.



Auffällig ist das Farbkonzept im Neubau. Es ist hell, freundlich und für ein Krankenhaus richtig farbenfroh. Entwickelt hat es Jeanet Marit Herbst, die sich mit Architektur, Design und Kunst auseinandergesetzt und den Ansatz der „Healing Environments“ für sich entdeckt hat. Umgebung kann heilen oder zumindest einen positiven Einfluss nehmen, sagt auch Helmut Gesmann. „Farben haben eine Wirkung und das haben wir uns hier zunutze gemacht.“ In den Gemeinschaftsbereichen, die eher wie eine Hotellobby aussehen, dominieren helle Grün- und Blautöne – sie stehen für Ruhe, Entspannung und Geborgenheit –, die Einzel- und Doppelzimmer für die Patientinnen und Patienten sind gelblich gehalten, um Wärme und Fröhlichkeit zu vermitteln.

Beobachtet die Klinik auch einen echten Einfluss auf die Menschen? Gesmann nickt und erzählt von einer wirklich beeindruckenden Erkenntnis. „Das Farbkonzept führt zu einer wohnlichen Atmosphäre und ist je nach Station und dem Krankheitsbild, das dort behandelt wird, unterschiedlich gewählt. Mal beruhigt es, mal fördert es die Gefühlsbildung. Die Patienten neigen deutlich weniger zu Aggressionen, was für das Personal eine große Erleichterung ist“, sagt Gesmann. „Die farbliche Gestaltung der Innenräume und der Möblierung wurden gemeinsam mit der LWL-Klinik Dortmund* entwickelt. Gleichzeitig konnte so ein Konzept der offenen Türen realisiert werden.“

*S. 261



Damit das alles gut funktioniert, mussten viele Räder ineinandergreifen. Helmut Gesmann hatte bei der Planung und Durchführung des Projektes mit vielen Beteiligten zu tun. „Als Erstes haben wir den medizinischen Bedarf für das Gebäude ermittelt und ein Raumprogramm erstellt.“ Nach einem europaweiten Architektenwettbewerb durften insgesamt 15 Büros einen Entwurf einreichen. Ausgewählt wurde schließlich der dritte Platz, den der Architekt Thomas Pucher aus Graz belegte. „Es ist eher ungewöhnlich, dass nicht der erstplatzierte Entwurf gebaut wird, aber die beauftragte Konzeption erfüllte im Vergleich die Anforderungen hinsichtlich Wirtschaftlichkeit und Funktionalität am besten.“

Weil die Entfernung nach Österreich ein mögliches Problem hätte sein können, engagierte das Büro Pucher für die Baudurchführung das Architekturbüro Kadawittfeld aus Aachen. Gemeinsam mit den beteiligten Fachbüros und den beauftragten Firmen setzte Gesmann den Bau dann um, für den er schon das Vorabkonzept entwickelt hatte. „Unsere Aufgabe war es, frühzeitig die baulichen Rahmenbedingungen festzulegen und dann die Maßnahme erfolgreich zu Ende zu führen. Das ist sehr befriedigend, wenn man schließlich das fertige Gebäude sieht“, sagt der Architekt, der seit 30 Jahren beim LWL arbeitet.

Für das neue Gebäude mussten drei alte abgerissen und rund 30 Gewerke ausgeschrieben werden, vom Rohbau über die elektrische Ausstattung bis hin zu den

Fassaden. Viele Firmen kamen aus der Region, die meisten aus einem Umkreis von 100 Kilometern. Gleichzeitig waren teilweise bis zu 200 Handwerker auf der Baustelle, „das war eine echte logistische Herausforderung“, erinnert sich Gesmann.

Ein Punkt, der immer schon wichtig war, ist die Barrierefreiheit. „Wir haben gemeinsam mit der LWL-Klinik für den Neubau ein Konzept für die Barrierefreiheit aufgestellt. Bauordnungstechnisch war das seinerzeit noch nicht erforderlich. Wir haben die Ideen trotzdem schon damals umgesetzt“, sagt Gesmann. „Der Bau ist fit für die Zukunft.“ Es gibt Leitsysteme für Menschen mit Sehbehinderungen, die Gänge und Türen sind rollstuhlgerecht, alles ist per Aufzug zu erreichen und die Duschen sind ebenerdig.

Ganz am Ende kommt Helmut Gesmann noch auf diejenigen zu sprechen, die immer hier sind, die Beschäftigten. „Sie haben uns im Planungsprozess großartig unterstützt, um so die besten Rahmenbedingungen für ihre Arbeit und eben auch für die Patienten zu schaffen.“ Für ihn ist die Klinik in Dortmund mit diesem Gebäude einen Schritt vorangekommen. „Wir müssen an jedem Standort genau prüfen, was dort das Richtige ist. Mit diesem Projekt konnten wir nach zweijähriger Bauzeit sehr viele neue Erkenntnisse gewinnen, sodass wir in Zukunft davon profitieren können.“ ■

SCHAUSPIELHAUS BOCHUM

Bretter, die die Welt bedeuten

**Bochum**

Ein international bekanntes Theater mit langer Geschichte

Eines der renommiertesten Theater in Deutschland ist das Schauspielhaus in Bochum, das vor mehr als 100 Jahren gegründet wurde. Es bietet neben Schauspiel auch Tanz, Performance, Film- und Installationskunst sowie Musik. Schon früh etablierte es sich als Shakespeare-Bühne, dabei und danach tat sich das Ensemble als besonders innovativ und modern hervor, mit internationalem Erfolg. An dem Schauspielhaus, an dem neben anderen Theatergrößen Intendanten wie Hans Schalla, Peter Zadek, Claus Peymann oder Leander Haußmann wirkten, spielten wohl fast alle bedeutenden deutschen Schauspielerinnen und Schauspieler – ganz aktuell gehört zum Beispiel Sandra Hüller zum Ensemble, die schon viermal als Theaterschauspielerin des Jahres ausgezeichnet wurde. —



KULTUR IN WESTFALEN

Digitalisierung stärkt das Lernen und Erleben

**Herne**

In den Museen des LWL gehören digitale Angebote zum Alltag

Das LWL-Museum für Archäologie in Herne setzt wie viele andere LWL-Museen zunehmend auch auf digitale Elemente. Mit einer App, die auf das Smartphone oder Tablet geladen werden kann, lassen sich bestimmte virtuelle Figuren in der Ausstellung entdecken. Mithilfe von Augmented Reality kann man so anschaulich mehr über das erfahren, was in Vitrinen und Installationen zu entdecken ist. LWL-Kulturdezernentin Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger treibt die Digitalisierung gemeinsam mit den Beschäftigten in den 20 Museen und Besucherzentren und auch bei der Arbeit in den wissenschaftlichen Kommissionen zur landeskundlichen Forschung sowie in den Kulturdiensten voran.



LWL-Kulturdezernentin Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger im LWL-Archäologiemuseum neben einer virtuellen Ausstellungsfigur.



**»Die Digitalisierung ist
auf mehreren Ebenen
eine Riesenchance
für uns.«**

„Kultur begeistert, Kultur bewegt, Kultur regt die Sinne an und Kultur fördert den demokratischen Diskurs. Damit Kulturarbeit aber funktioniert, brauchen wir eine Strategie, die uns in die Zukunft trägt. Wir haben dafür unser kulturpolitisches Konzept erarbeitet. Neben Themen wie neuen Kulturorten, Inklusion oder Diversität ist für mich dabei die Digitalisierung besonders wichtig. Sie ist auf mehreren Ebenen eine Riesenchance für uns: Wir können besser und vernetzter miteinander arbeiten, die Angebote unserer Museen viel mehr Menschen im Internet präsentieren und sie zu einem Besuch in unseren Einrichtungen bewegen, weil die Aura des Originalen auch weiterhin attraktiv bleiben wird. Gleichzeitig müssen wir uns auch auf eine neue Art des Erlebens einstellen. Vor allem für die junge Generation gilt: Was im Netz nicht existiert, gibt es auch nicht. Wir haben uns auf den Weg gemacht – und wir freuen uns auf die Zukunft.“

**LWL-Kulturdezernentin
Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger**

BILDUNG UND KULTUR

Studieren aus der Ferne



Hagen

Ein wichtiges
Oberzentrum
für die Region

Mit mehr als 75.000 Studierenden hat Hagen mit Abstand die größte Hochschule in Deutschland – und doch ist in der Stadt von den Studierenden kaum etwas zu bemerken. Denn die Menschen, die hier ihre Abschlüsse in fünf Fakultäten und in zig Bachelor- und Masterstudiengängen machen können, studieren von zu Hause aus: Die Hochschule ist eine Fernuniversität. Das passt zu dem Oberzentrum Hagen, das gerne als „Tor zum Sauerland“ bezeichnet wird, während sich die Einwohnerinnen und Einwohner auch dem Ruhrgebiet zugehörig fühlen – und wo es bei genauem Hinsehen enorm viel zu entdecken gibt.



Die Bibliothek der
FernUniversität in Hagen.

Die südwestfälische Kommune ist zum Beispiel die walddreichste Großstadt Nordrhein-Westfalens. Vier Flüsse fließen durch die Täler, in denen es sich Hagen gemütlich gemacht hat – und auch die ältesten Westfälinnen und Westfalen, die vor mehr als 10.000 Jahren lebten, wurden hier gefunden, in der Blätterhöhle. In neuerer Zeit hat die Stadt, die wie viele andere im Ruhrgebiet schwer mit dem Strukturwandel zu kämpfen hatte, bundesweit vor allem mit der Neuen Deutschen Welle und Bands und Musikerinnen wie Grobschnitt, Extrabreit, Nena oder Annette Humpe für Furore gesorgt. Als „deutsches Liverpool“ war Hagen der Ruhm allerdings nur wenige Jahre vergönnt. Immer noch beeindruckend sind dagegen die prächtigen Überreste der Industriekultur und der künstlerisch-architektonischen Konzepte. So finden sich Häuser aus dem frühen 20. Jahrhundert, die den Übergang vom Jugendstil zum Bauhaus markieren, oder auch Kulturorte wie das Karl-Ernst-Osthaus- oder das Emil-Schumacher-Museum. —

Jedes Kind lernt anders



Bochum und Paderborn

Inklusion funktioniert nur, wenn die Schullaufbahn individuell gestaltet wird

Es macht: „pock pock, pockpockpock“. Die Kinder klopfen im Rhythmus auf den Tisch. „Macht mal lauter“, sagt Claudia Ostendorf zu den Schülerinnen und Schülern, die im Halbkreis vor ihr sitzen. Sie wiederholt ihre Ansage noch einmal mit ganz deutlichen Mundbewegungen. Denn die sechs Mädchen und Jungen können alle wenig bis gar nicht hören. „Nun werdet ihr ganz leise“, sagt die Lehrerin der Schule am Leithenhaus in Bochum, die als **Förderschule des LWL** Kinder mit dem Förderschwerpunkt Hören und Kommunikation unterrichtet. Sie flüstert. Die Kinder schauen sie aufmerksam an, werden ruhiger. „Ich wünsche euch einen wunder-

*S. 259

schönen Tag, es sind ja nur noch zwei Stunden und dann habt ihr schon Wochenende“, sagt Claudia Ostendorf, die seit 2004 an der Schule in Bochum unterrichtet. Sie beendet die Schulstunde, die Kinder lachen, packen ihre Sachen zusammen und verlassen den Raum.

Ein Mädchen bleibt da, Isabell Heyda. Die 13-Jährige möchte uns erzählen, wie es ihr bisher ergangen ist in ihrer Schullaufbahn. Sie guckt auf den DIN-A4-Ordner, den sie vor sich auf dem Tisch liegen hat. Isabell hat auf zwei Dutzend Seiten ihr Leben in Bildern und kurzen Texten aufbereitet, für eine Präsentation in der Schule. Sie fängt



Isabell Heyda besucht die Förderschule, auf der sie individuell beschult wird.

direkt mit ihrer Geburt im Jahr 2007 an, zeigt ein Bild, auf dem sie zu sehen ist, im Brutkasten, winzig klein. Isabell erzählt, wie sie viele Wochen zu früh auf die Welt gekommen ist, gemeinsam mit ihrer Zwillingsschwester. „Die ist dabei gestorben“, sagt sie, „und ich habe nur 600 Gramm gewogen.“ Claudia Ostendorf ergänzt manchmal Dinge, die sie von den Eltern weiß. „Dein Vater hat mal erzählt, dass deine Hand so klein war, dass sie durch seinen Ring passte.“ Isabell ist nicht nur eine „extreme Frühgeburt“, wie es heißt, die im Laufe der Jahre in der Entwicklung aufholen kann. Bei ihr wird eine frühkindliche Hirnschädigung diagnostiziert, im Laufe der Jahre stellen die Ärzte fest, dass sie schlecht sehen und hören kann. Außerdem hat sie Lernprobleme.

Wie viele zu früh geborene Kinder kommt Isabell in die Frühförderung. „Da war ich im Kindergarten“, sagt sie und zeigt auf ein Bild aus dem Jahr 2010. Ihre Eltern müssen danach entscheiden, welche Schule Isabell besuchen soll. Sie lassen sich beraten, das Mädchen soll auf eine Regelgrundschule in das sogenannte Gemeinsame Lernen gehen. Kinder mit und ohne Behinderungen lernen dabei zusammen, im Sinne der Inklusion.



Isabell Heyda
an ihrem ersten
Schultag.

„Ich fand das hier toll. Hier haben alle Schüler Hörgeräte, die kennen das alle.“

Sie kommt 2018 auf die Förderschule am Leithenhaus in Bochum. Das Mädchen nickt. „Ich fand das hier toll“, sagt sie. Ich frage, was der Unterschied zu der ersten Schule ist. Isabell überlegt, schweigt erst mal, dann sagt sie leise: „Hier haben alle Schüler Hörgeräte, die kennen das alle.“ Die ersten beiden Jahre vergehen, bis Eltern und Lehrende feststellen, dass Isabell nicht so gut mitkommt, wie sie sollte. „Wir haben festgestellt, dass sie neben ihren Problemen beim Hören auch doch größere Probleme beim Lernen hatte, als wir vorher dachten“, erklärt Claudia Ostendorf.

Für solche Schulkarrieren hat die Bochumer Schule Klassen für Schülerinnen und Schüler mit dem zusätzlichen Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung. Viele Hörgeschädigte benötigen wegen ihrer Hörbehinderung intensive Unterstützung, um sich gut zu entwickeln, andere benötigen ein ganz anderes Lernangebot, weil sie eine Mehrfachbehinderung haben.

Auf einem Bild ist sie dort mit ihrem Cousin zu sehen, beide schauen in die Kamera, Isabell ist deutlich kleiner und zierlicher. „In der Regelschule hat eine Kollegin von uns ihr im Rahmen des Gemeinsamen Lernens geholfen, damit sie im Unterricht gut folgen kann“, sagt Claudia Ostendorf. „Das waren leider nur zwei, drei Stunden in der Woche.“ Wegen ihrer Schwerhörigkeit wurde in der Klasse eine Funkmikrofon-Übertragungsanlage installiert. Die Lehrerin und die anderen Kinder sprechen dabei in ein Mikrofon, die Klänge werden an einen Empfänger gespielt, der wiederum an Isabells Hörgerät angeschlossen wurde. Außerdem war die Klasse, in der sie unterrichtet wurde, mit Teppich ausgelegt, um den Sound zu verbessern. „Das kommt übrigens auch den anderen Kindern zugute, weil sich die Raumakustik stark verbessert.“

Seit den Sommerferien 2020 besucht Isabell nun also die neue Klasse, die jahrgangsübergreifend Fünft- bis Siebtklässler in kleinen Gruppen unterrichtet. „Ich habe das Gefühl, dass sie hier aufblüht“, sagt Claudia Ostendorf. „Sie hatte vorher schon oft Frust, weil die anderen schneller beim Lernen waren.“ In der neuen Klasse läuft es nun deutlich besser, es gibt zum Beispiel kein Englisch, andere Fächer sind inhaltlich abgespeckt. „Mir macht das Spaß“, sagt auch Isabell, „und die Freunde aus der alten Klasse sehe ich ja auch noch.“ Danach packt sie ihre Sachen zusammen, steht auf, verabschiedet sich und geht aus der Klasse.

Wie schwierig es sein muss, die richtige Schulform und dann auch noch den richtigen Bereich für ein Kind zu finden, das keine einfache, geradlinige Schullaufbahn vor sich hat. Die Bandbreite dabei ist sehr groß, was allein schon in der Primarstufe zu sehen ist: Ein Kind wie Isabell kann im Gemeinsamen Lernen in der Regelschule zwischen mehr als 20 Kindern ohne Einschränkungen sitzen oder in der Förderschule in einer kleinen Gruppe von Kindern, die die gleichen Erfahrungen haben. Und auch dabei gibt es wahrscheinlich Dutzende Zwischenstufen.

Claudia Ostendorf ist Lehrerin an der Schule am Leithenhaus in Bochum und unterrichtet dort Kinder mit einer Hörbehinderung.



Schulleiterin Maria-Theresia Küppers will die Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler und ihr Selbstbewusstsein als Mensch mit Hörbehinderung stärken.



Wir verlassen den Klassenraum, um die Leiterin der Schule zu treffen. Maria-Theresia Küppers kommt auf den Punkt, wenn sie von ihren Kindern erzählt und den Bedingungen, unter denen sie lernen können. „Wir müssen individuell fördern, denn es geht in der Schule immer um einzelne Menschen. Wir müssen sie in ihrer Unterschiedlichkeit annehmen und die Schule von ihnen und ihren Bedürfnissen her denken.“

Maria-Theresia Küppers hat viel Erfahrung und eine klare Vorstellung davon, wie ihre Schule funktionieren muss. „Sie soll die Persönlichkeit der Schüler stärken und ihr Selbstbewusstsein als Mensch mit Hörbehinderung, der seine Identität noch finden muss“, sagt sie als Erstes. Für Menschen mit einer Hörbehinderung sei es darüber hinaus sehr wichtig, die Kommunikation anzubahnen, was mit einem gestörten Hörsinn eben nicht einfach ist. Kinder müssen so schnell wie möglich in die

Kommunikation, ob über Lautsprache oder Gebärdensprache, kommen, um sich austauschen zu können. Das Ziel ist, sie möglichst früh in die Lautsprache und die Schriftsprache zu bringen, weil das die Grundlage für umfassendes Lernen ist. „Mit denen, die nicht ausschließlich über die Lautsprache kommunizieren, arbeiten wir auch gebärdensprachlich, aber wir setzen immer auch die Lautsprache ein“, sagt Maria-Theresia Küppers.

Damit das funktioniert, braucht es ein umfassendes System, in dem die Förderschulen ein wichtiger Teil sind. Es startet mit der Frühförderung, die die Fachleute der Schule anbieten, geht über den Unterricht im eigenen Schulzentrum bis zu den vielen Lehrenden, die die Kinder und Jugendlichen mittlerweile an Regelschulen begleiten. Die Förderschulen werden so zu Inklusionszentren, deren Wissen nicht mehr nur in den Schulen selbst an die Kinder mit Behinderungen gebracht wird – das Know-how kommt stattdessen überall dort an, wo es individuell benötigt wird.

16 von 6.000 Schulen in Nordrhein-Westfalen sind Förderschulen mit dem Schwerpunkt Hören und Kommunikation, neben den 252 Schülerinnen und Schülern der Bochumer Schule werden vom Kollegium rund 110 Kinder und Jugendliche im Gemeinsamen Lernen gefördert. Außerdem betreut die Schule rund 250 Kinder bis zum Alter von sechs Jahren in der Früherziehung und Frühförderung. Werden die Förderschulen als physischer Ort im Rahmen der schulischen Inklusion irgendwann überflüssig?

Maria-Theresia Küppers zögert kurz mit der Antwort, denn auch sie möchte die vollständige Inklusion. „Wir müssen einfach immer individuell auf das Kind schauen. Das Gemeinsame Lernen ist dann, wenn zum Beispiel die Expertise vorhanden ist und die Räume dementsprechend ausgestattet sind, für viele Kinder mit Hörbehinderung möglich, derzeit trifft das leider

noch eher für schwerhörige als für gehörlose Schülerinnen und Schüler zu.“ Es folgt ein „Aber“. „Die Kinder müssen etwas mitbringen aus ihrem Elternhaus, Selbstbewusstsein, eine starke Psyche, viel Frustrationstoleranz. Sie können sich nicht so einfach durchsetzen in einer Klasse, sie bekommen einiges nicht mit, es gibt immer wieder Missverständnisse. Ich kenne kein Kind im Gemeinsamen Lernen, das nicht massiv nacharbeiten muss.“ Das liegt auch an den Bedingungen in den Klassen. Wer einmal einen Tag in einer Regelgrundschulklasse verbracht hat, weiß, was die Kinder und natürlich auch die Lehrkräfte dort alles filtern müssen – und das ist für ein schlecht hörendes Kind noch viel schwieriger und sehr anstrengend.

„Wir müssen die Kinder individuell fördern, denn es geht in der Schule immer um einzelne Menschen.“



Schulleiterin Susanne Bockau möchte keinen Unterricht nach Schema F.

Wir treffen dort Susanne Bockau in ihrem Büro. Die Schulleiterin hat wie ihre Kollegin eine klare Maßgabe: „Wir sind eine ganz normale Schule, die wie andere auch einen Bildungsauftrag hat – und unser Unterricht kann nie nach Schema F stattfinden. Wir müssen immer sehr individuell auf die Schülerinnen und Schüler eingehen“, sagt die erfahrene Pädagogin ebenso wie ihre Kollegin in Bochum. Denn die Kinder und Jugendlichen, die die Pauline-Schule besuchen, eint nur eines: Sie haben entweder eine Sehschädigung oder sind blind. Ansonsten aber sind sie höchst verschieden, manche von ihnen haben mehrere Handicaps wie geistige, Lern- oder körperliche Behinderungen. Leistungsfähige blinde Kinder oder solche mit einer Sehbehinderung besuchen daher den Grund- und Hauptschulzweig, sehgeschädigte Kinder mit einer Lernbehinderung den Bildungsgang „Lernen“ und diejenigen, die zusätzlich eine geistige Behinderung haben, den Bildungsgang „Geistige Entwicklung“.

Wir fahren von Bochum nach Paderborn. Dort, am Rande des Stadtzentrums auf einem Hügel, liegt die Pauline-Schule*, die im Gegensatz zur Einrichtung im Ruhrgebiet eine Mischung aus alten und neuen Gebäuden ist. Kein Wunder, schon im Jahr 1842 unterrichtete hier die Namensgeberin Pauline von Mallinckrodt zwei blinde Mädchen. Sie legte mit ihrer privaten Blindenanstalt den Grundstein für die Blindenbildung in Westfalen.

*S. 259

Wir gehen mit Susanne Bockau über das Schulgelände und über eine Treppe in eines der älteren Häuser. Vorsichtig öffnen wir im zweiten Stock eine Tür und landen mitten im Kunstunterricht bei Judith Rüsing. Die Klassenlehrerin unterrichtet alle Fächer bis auf Gesellschaftslehre, vor ihr sitzen acht Jugendliche unterschiedlichen Alters, die die Klasse 5 bis 7 besuchen – es wird jahrgangsübergreifend unterrichtet. An der Tafel hat sie mit Kreide drei Vasen aufgezeichnet, deren Umrisse sich überschneiden. Judith Rüsing malt einen Teil rot aus, den anderen gelb

und fragt dann in die Runde, welche Farbe das ergeben wird. „Orange“, sagt ein Mädchen. „Richtig“, bestätigt die Lehrerin die Antwort, „die Farben rechts und links sind die Primärfarben, in der Mitte ergibt sich eine Mischfarbe.“ Anschließend holen die Kinder ihre Wasserfarben und Malblöcke heraus und probieren das Ganze selbst aus.

Bis hierhin klingt das so wie in jeder anderen Schule auch, in der Pauline-Schule geht das Ganze nur ein wenig langsamer und mit viel mehr direkter Betreuung. Judith Rüsing hilft einem Mädchen, den richtigen Block zu finden, für einen Jungen muss ein Stuhl aus dem Weg geräumt werden, damit er mit seinem Rollstuhl zu seiner Tasche rollen kann. Ein zweiter Junge hat gerade noch eine andere Aufgabe zu erledigen, er muss mit einem Lesegerät eine Geschichte aus dem Deutschbuch nachlesen, mit der er vorher nicht fertig geworden war. Judith Rüsing rückt noch einmal das Buch zurecht. 72-fach vergrößert kann er die Buchstaben erkennen, er hat eine rheumatische Erkrankung, die auch auf seine Augen geschlagen ist.

Judith Rüsing unterrichtet alle Fächer außer Gesellschaftslehre. Sie unterstützt die Schülerinnen und Schüler oft direkt an ihren Plätzen.

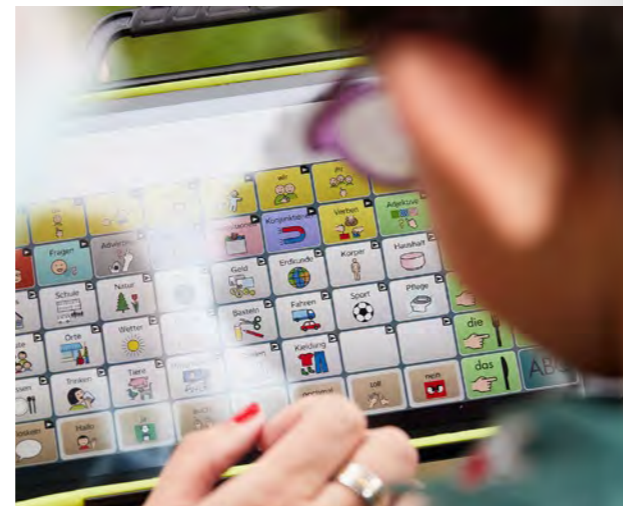


Mit Susanne Bockau gehen wir zurück in den Flur, wo gerade drei Jungs mit Blindenstöcken hintereinander her gehen. „Die drei gehören auch in die 5 bis 7, aber sie sind neu in diesem Gebäude der Schule und müssen sich erst einmal zurechtfinden.“ Sie formuliert damit ein Ziel, das ganz oben auf dem Plan steht: „Die Schülerinnen und Schüler sollen später so selbstständig wie möglich werden. Das ist für Kinder mit Sehschädigungen besonders wichtig, weil sie sich immer in fremden Umgebungen orientieren müssen, eben ohne etwas sehen zu können.“ Dafür sind in der Schule viele optische, taktile und akustische Orientierungspunkte verteilt.

Ein paar Räume weiter sehen wir ein anderes Bild. Hier wird auch eine Klasse unterrichtet. Die Kinder sind schwerst-mehrfachbehindert, haben zum Teil Wahrnehmungsstörungen oder sind körperlich so eingeschränkt, dass sie auf den Rollstuhl angewiesen sind. Lehrerinnen, Pädagogen



Mit einfachen Übungen oder auch mit technischen Hilfsmitteln werden die schwerstmehrfachbehinderten Kinder unterstützt.



und Praktikantinnen sind hier mehr oder weniger in der 1:1-Betreuung beschäftigt, eine füttert ein Mädchen über eine Sonde, eine andere übt mit einem Jungen, farbige Ringe über einen Stock zu stecken. Ein weiterer Junge spricht mit seinem „Talker“ mit einer Spezialtastatur für Menschen mit Sehbehinderung, auf dem er auf Symbole drückt, bis das technische Hilfsmittel dann sagt, was er ausdrücken wollte.

Das Thema Inklusion ist für Susanne Bockau ebenso vielgestaltig. „Die Gesellschaft muss Räume schaffen, in denen Menschen mit Behinderungen gut klarkommen, das gilt auch für die Schulen.“ Deswegen, das macht sie mit Nachdruck deutlich, ist die Regelschule der erste Bildungsort für Kinder, egal ob mit oder ohne Behinderungen. „Meine Förderschulkollegen begleiten derzeit 54 Kinder im sogenannten Gemeinsamen Lernen in den Regelschulen, indem sie diese zwischen zwei bis vier Stunden an einem Tag pro Woche dort begleiten. Das funktioniert sehr gut bei Schülerinnen und Schülern, die bestimmte Voraussetzungen mitbringen“, bestätigt Susanne Bockau das, was auch ihre Bochumer Kollegin Maria-Theresia Küppers gesagt hat. Die Förderschulen werden für sie deswegen auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen. „Sie werden als Zentren für jeweils bestimmte Regionen ihr spezifisches Know-how in die Regelschulen tragen und gleichzeitig Strukturen und besondere Ausstattungen bieten, die für manche Kinder die bessere Wahl sind.“ ■

INTENSIVWOHNGRUPPE
DES JUGENDHILFEZENTRUMS

Ein Schutzraum für die Schwächeren



Haltern

Das Zusammenleben lernen Kinder gut betreut in einem Haus, das ihnen auch ein Zuhause bietet

Hannes* sitzt in seinem Zimmer auf dem Schreibtischstuhl, spielt mit seinem Handy herum, als Claas hereinkommt und sich einfach auf sein Bett legt. Hannes fährt ihn sofort laut an. „Verpiss dich, lass mich in Ruhe“, schreit er und steht auf. Claas schreit zurück: „Was denn, ich lieg doch nur hier“, und bewegt sich auf Hannes zu. Der schiebt den anderen Jungen mit weit ausgestreckten Armen vor sich her, schubst ihn aus dem Zimmer, nicht fest, aber doch so, dass der andere leicht gegen



die Flurwand stolpert. Die Tür knallt ins Schloss, Hannes hält sie von innen zu. Claas drückt von außen dagegen, mit aller Kraft, kommt aber nicht vorwärts. Er rennt in sein Zimmer, greift ein Spielzeug und schmeißt es gegen die Tür. Hannes macht das nichts, er freut sich sogar, dass er Claas zum Rasen bringt. Er bekommt erst Angst, als der andere Junge eine volle Wasserflasche gegen die Scheibe des Oberlichts knallt, das in Scherben zerbricht.



Werner Kroll (r.) ist Pädagogischer Leiter des LWL-Jugendhilfezentrums Marl, die Intensivwohngruppe leitet Detlev Borchert.

Ein Ereignis, dessen Folgen immer noch zu sehen sind, wenn man die „Intensivwohngruppe Flaesheim“ besucht. Sie liegt im Nirgendwo am Rande von Haltern am See. Von der Landstraße geht es ein kleines Stück einen Hügel hinunter und schon steht man vor einem großen weiß gestrichenen Bauernhaus. Dahinter sehen wir ein Riesengrundstück mit alten Bäumen und großen Wiesen, das nächste Wohngebäude ist weit weg. Was wir von außen wahrnehmen, sieht idyllisch aus, innen entsteht zumindest am Anfang ein ganz anderer Eindruck.

„Wir leben hier ein bisschen wie auf einer Dauerbaustelle“, sagt Detlev Borchert. Der Sozialpädagoge leitet die Wohngruppe, in der neben Hannes, Pedro und Claas vier weitere Kinder und Jugendliche leben. Borchert wischt einige Kekskrümel vom Tisch, der im Büro vor den großen Fenstern zum Garten steht, nimmt einen Schluck Kaffee. „Aggressionen gehören bei uns einfach dazu, die Kinder können sich manchmal nicht kontrollieren.“

Borchert betreut mit seinem fünfköpfigen Team aus Sozialarbeitern, Erzieherinnen und Praktikanten rund um die Uhr die Jungen, die man früher vielleicht als schwer erziehbar bezeichnet hätte. Sie hätten im Heim gelebt, wären mit harter Hand erzogen und danach in eine ungewisse Zukunft entlassen worden. Heute weiß die Forschung, dass die Kinder etwas ganz anderes brauchen. „Einen Schutzraum zum Beispiel, in dem wir ihnen auch Wertschätzung entgegenbringen“, sagt Werner Kroll. Er ist als Pädagogischer Leiter des LWL-Jugendhilfe-zentrums Marl für die Einrichtung verantwortlich und besucht heute Detlev Borchert, um auf die vergangenen Monate zurückzuschauen und die Arbeit der nächsten Wochen zu besprechen. „Die Jungs sind alle wirklich in Ordnung, sie haben allerdings ihre Probleme. Sie sind oftmals hochgradig traumatisiert.“



Abends liegt Hannes auf dem Bett, kann nicht einschlafen, wälzt sich herum. Er ist sauer auf Pedro, der ihm nicht zugehört und auf einen anderen Sender im Fernsehen umgeschaltet hat. Hannes beginnt, die Raufasertapete abzuknibbeln, dort, wo einige Tage zuvor ein Spielzeugauto gegen die Wand geflogen war. Er puhlt ein winziges Loch, dann immer größere Flächen, ohne Pause, bis er fast einen Quadratmeter Wand freigelegt hat.

(S. 26)

Die Gründe, warum die sieben Jungen hier leben müssen, sind vielfältig. Sie alle sind krank, haben Impuls- oder Bindungsstörungen, ADHS oder depressive Anteile – und manchmal auch mehrere Störungen auf einmal. Viele der Kinder, die in den vergangenen Jahrzehnten hier lebten, sind Kinder mit besonderen Herausforderungen, die es in keiner anderen Einrichtung ertrugen – oder mit denen es keine andere Gruppe aushalten konnte. Die Übrigen können entweder nicht zu Hause wohnen, weil es die Störung nicht erlaubt oder weil die Eltern nicht mit ihnen zurechtkommen. Manche der Väter und Mütter sind selbst erkrankt, sind überfordert, haben weitere Kinder, um die sie sich intensiv kümmern müssen. Kroll macht klar, dass die Kinder aus sehr verschiedenen Familienkonstellationen kommen. „Wir sind hier ein Abbild der gesamten Gesellschaft.“

Einen Großteil der Bewohner eint, dass sie zu Aggressionen neigen. „Das ist wie ein Ventil“, sagt Werner Kroll. „Erwachsene, die Depressionen haben, schaffen beispielsweise ein Helfersystem um sich herum. Kinder können das oft nicht und reagieren stattdessen oft mit Aggressivität.“ Die Fachkräfte in Flaesheim können damit gut umgehen. „Wir kennen ihre Geschichten und wissen deswegen genau, wie wir auf sie reagieren müssen“, sagt Detlev Borchert.

Hannes zum Beispiel, der die Wand im Zimmer zerstört hat, heute 13, ist mit sieben Jahren in die Intensivgruppe gekommen – die meisten sind zwischen sechs

und zwölf, wenn sie einziehen, ab 17, 18 Jahren verlassen sie das Haus wieder. Der Junge stammt aus Bochum, der Vater ist Facharbeiter, die Mutter arbeitet im Supermarkt an der Kasse, die Eltern leben getrennt. „Hannes war, als er zu uns kam, sehr verschüchtert, zeigte kaum eine Regung. Und er roch streng nach Fäkalien“, erzählt Detlev Borchert. Die erste Beschreibung kann ich nachvollziehen, bei der zweiten wundere ich mich. „Viele unserer Kinder hier haben Impulsdurchbrüche, die sich manchmal auch darin äußern, dass sie sich mit Kot einschmieren oder den an die Wand werfen“, erklärt mir Borchert. Er beschreibt das so, als wenn es Alltag wäre, zum Glück aber kommt es nicht so oft vor, sagt er dann.

Hannes kam zu einer Förderschule mit dem Förderschwerpunkt emotionale und soziale Entwicklung, „aber mehr als zwei, drei Stunden am Tag ging das nicht, er hat alles in Unruhe gebracht, die Gruppe gesprengt, egal, wo er war, hat sich geprügelt, die Lehrer angeschrien, Dinge zerstört“.

Das ist der Junge, der uns gerade noch sein Zimmer gezeigt hat, mit seinen Spielsachen, die er von zu Hause mitgebracht hat, mit den vielen Bildern seiner Familie auf dem Schreibtisch, auf denen seine Eltern und seine beiden Geschwister zu sehen sind? „Das passt schon zusammen“, antwortet Borchert auf meine Frage, „der Vater ist immer noch ein großer Bezugspunkt, die beiden telefonieren auch regelmäßig.“

Hannes kam früh in psychiatrische Behandlung, die anfangs aber von einer falschen Diagnose ausging, erzählt Borchert. „Zunächst wurde vermutet, dass er ADHS in einer sehr starken Ausprägung hat, und so wurde er auch behandelt. Das brachte aber nichts, bis dann durch die LWL-Klinik Marl-Sinsen festgestellt wurde, dass er ganz klar an einer Depression erkrankt ist.“ Mit der Fachklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie kooperiert die Einrichtung in zahlreichen Fällen. Die Wohngruppe arbeitet sehr eng mit Hannes' Therapeutin zusammen, der Alltag ist immens wichtig bei einer solchen Diagnose. „Man geht davon aus, dass sich die Symptome bei einer Depression verschlechtern, wenn die Patienten zu lange schlafen“, sagt Borchert. „Wir müssen auf so etwas achten, damit es den Kindern besser geht.“

Das Team und die Jungen leben deswegen wie eine Familie zusammen. Und auch wieder nicht. Denn eine Familie ist so hochkomplex, dass eine Einrichtung wie die Wohngruppe sie gar nicht wirklich abbilden kann. „Wir wollen das auch gar nicht, sondern wir müssen bestimmte Bedürfnisse der Kinder abdecken, was manchmal gar nicht so einfach ist. Deswegen fangen wir mal beim Einfachsten an, den körperlichen Grundbedürfnissen.“ Die Jungen müssen schlafen, essen und trinken. Sie haben alle ein Einzelzimmer, das sie so einrichten dürfen, wie sie wollen. Es gibt Möbel, die sie nutzen können, manche werden auch von den Eltern mitgebracht, andere neu gekauft. Mit einem Jungen, der glühender Schalke-04-Fan ist, hat eine Praktikantin das Zimmer königsblau gestri-

chen, für einen anderen wurde ein größerer Schreibtisch besorgt, damit er sich besser ausbreiten kann. Aufgeräumt wird, wie bei pubertierenden Jugendlichen oft üblich, nicht so gern, aber nett und bestimmt sorgen die Betreuerinnen und Betreuer für eine gewisse Grundordnung.

Die Mahlzeiten ähneln ebenfalls einem Familienablauf. „Wir haben extra keine Hauswirtschaftskraft hier, damit wir gemeinsam mit den Kids so alltägliche Dinge selbst erledigen können. Gelegentlich kochen wir alle gemeinsam, der Tisch wird auf- und abgeräumt und gegessen wird immer zusammen“, erzählt Detlev Borchert. Die Kinder gehen – soweit es ihr Zustand zulässt – zur Schule im benachbarten Ort, andere zur Förderschule. Manche spielen auch im örtlichen Verein Fußball, besuchen Schulfreunde, die im Dorf nebenan leben.

Neben der Schule und den Hausaufgaben gibt es dabei relativ wenige Pflichttermine. „Wir bieten öfter mal ein Grillen an im Sommer, spielen zusammen Fußball auf der Wiese oder gehen auch mal in die Stadt oder zum Schwimmen, aber der Tag ist nicht komplett durchgetaktet.“ Smartphones haben ebenfalls alle Jugendlichen, die damit frei umgehen können, sofern sie sich nicht komplett zurückziehen.

Werner Kroll nennt die Rückführung zu den Eltern aus Intensivsystemen die „Königsklasse“.

Die Telefonnummer (hier verfälscht) für den Anruf zu Hause liegt immer parat.



An einer bestimmten Stelle hingegen stoppt das familienähnliche Zusammenleben. „Wir können nicht mit den Kindern schmusen, wenn sie zum Beispiel Heimweh haben. Sie sind ja oft noch ganz schön klein. Doch wir sind nun mal nicht die Eltern – das kann sonst zu Situationen kommen, die wir nicht wollen“, sagt Werner Kroll. Zu viel Nähe trübt den Blick, kann falsch ausgelegt, vielleicht sogar von den Kindern als Druckmittel benutzt werden.

Ein anderer Grund für die Distanz: „Wir wollen nicht die Mütter oder Väter ersetzen, die es in den meisten Fällen ja noch gibt“, sagt Detlev Borchert. Deswegen ist die Elternarbeit so wichtig. „Wir müssen weg von geschlossenen Systemen und die Eltern mit ins Boot nehmen“, ergänzt Werner Kroll. Dafür gibt es den Tag der offenen Tür, das Herbstfest, die Gespräche zwischen Tür und Angel, wenn die Eltern die Kinder nach Besuchen

bei der Familie zurückbringen. „Sie sind hier gern gesehene Gäste und verbringen manchmal auch Zeit hier mit den Kindern und sie telefonieren oft täglich mit ihnen.“ Borchert nickt. „Nichts ist schlimmer für ein Kind als von zu Hause abgelehnt zu werden. Wir setzen uns deswegen dafür ein, dass die Kinder ein möglichst nahes Verhältnis zu ihren Eltern haben, damit sie vielleicht auch in Zukunft zurück zu ihnen können.“

„Wir müssen weg von geschlossenen Systemen und die Eltern mit ins Boot nehmen.“

Kroll nennt diese mögliche Entwicklung die „Königsklasse“, da eine Rückführung aus Intensivsystemen eine besonders intensive Zusammenarbeit zwischen Eltern, Kindern und Jugendamt voraussetzt. Die meisten anderen begleitet das Team durch die Schule und bis zur Berufsausbildung – und darüber hinaus, damit die Jugendlichen nicht im luftleeren Raum hängen, wie es Borchert nennt. „Bei einigen scheitern aber auch wir“, sagt Kroll und es fällt ihm nicht leicht, das zu sagen. Manche Kinder bedrohen andere, lassen sich einfach nicht in die Gruppe integrieren, „dann müssen wir gemeinsam mit den Therapeuten und dem Jugendamt individuelle Lösungen finden“.

Detlev Borchert und sein Team wollen mit ihrer Arbeit nicht die Mütter oder Väter ersetzen.



Bei Hannes sieht die Zukunft wieder rosiger aus. Seitdem klar ist, was ihm fehlt, läuft es besser für ihn. Mittlerweile versteht er laut Detlev Borchert auch „einigermaßen“, warum er in der Wohngruppe leben muss. „Für die Kinder ist das sehr schwierig, sie vermissen ihre Eltern, ihre Geschwister, ihre Freunde und das ganze Umfeld. Und sie können das natürlich noch nicht erfassen und sich erklären.“ In kleinen Schritten soll er nun aber wieder zurück in die Familie, erst immer öfter an den Wochenenden und im Urlaub, dann vielleicht auch wieder für immer. —

* Alle Namen wurden redaktionell geändert.

In der Intensivwohngruppe hat jeder Junge sein eigenes Zimmer, die Badezimmer teilen sich die jungen Bewohner.



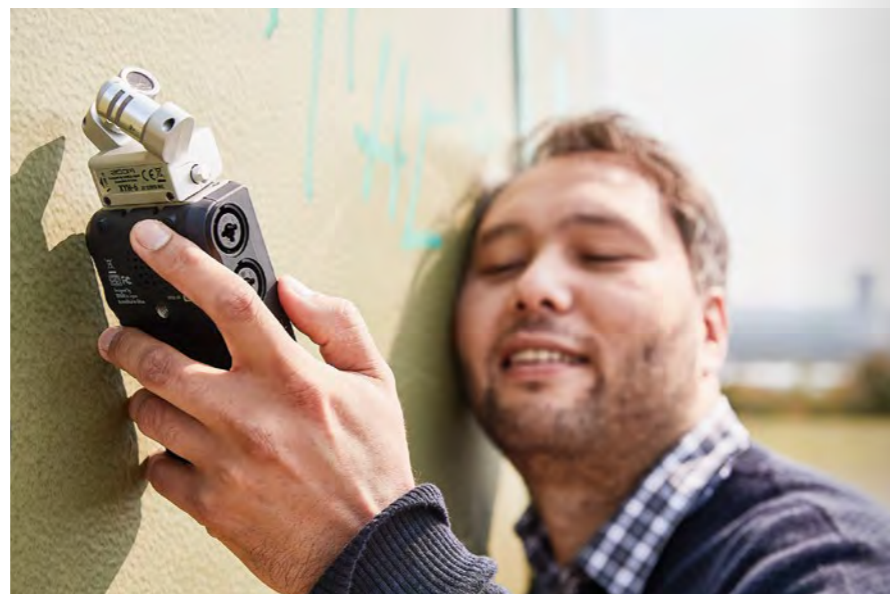
INDUSTRIEMUSEUM

Der Klangfänger



Herten

Neben Worten und Bildern erzählen auch Geräusche eine Geschichte



So ein bisschen schräg sieht es schon aus: Konrad Gutkowski steht ganz oben auf der Halde Hoppenbruch, einem künstlichen Berg in Herten, der aus den Aufschüttungen zweier Zechen entstanden ist. Der Mann hält ein Mikrofon in die Richtung des Windrads, das sich langsam 100 Meter über ihm dreht. Ein dunkelblaues Paar Kopfhörer verdeckt seine Ohren. Eine Böe sorgt für laute Geräusche, Gutkowski runzelt die Stirn, schaut noch einmal nach oben, wartet kurz ab, bevor er einmal auf sein Aufnahmegerät drückt. 120 Sekunden lang bewegt er sich nicht, dann wieder ein Tastendruck. Fertig. Die Aufnahme ist abgespeichert.

Konrad Gutkowski hat seine Ohren überall.

Ein kleiner Koffer reicht für das Equipment, mit dem Konrad Gutkowski – wie hier am Windrad auf der Halde Hoppenbruch in Herten – seine Sounds aufnimmt.



In den vergangenen Jahren hat der gebürtige Gelsenkirchener fast 400-mal an verschiedenen Orten Töne aufgenommen, die viele Menschen tausendfach gehört haben, aber eher für weniger wichtig erachtet hätten. „Töne sind aber genauso relevant für das kollektive Gedächtnis wie Bilder oder Schriften“, sagt der Referent der LWL-Industriekultur, der als Kurator für Ausstellungen arbeitet und für EU-Projekte zuständig ist. Eines davon war „Sounds of Changes“, für das Konrad Gutkowski vier Jahre lang Töne sammelte und daraus gemeinsam mit Partnermuseen aus fünf Ländern ein Soundarchiv aufbaute. „Wir haben die Klänge der Arbeit und des Wandels gesucht und für die Nachwelt festgehalten und wir stellen sie jedem online kostenlos für neue und kreative Nutzungen zur Verfügung.“

*S. 260

Die Töne aus dem Archiv können für ganz unterschiedliche Zwecke wie wissenschaftliche Arbeiten, für Ausstellungen, Musik, Filme oder von Multimedia-Kunstschaffenden für Klangcollagen verwendet werden. Außerdem können sie Bilder und damit auch Erinnerungen und Emotionen hervorrufen, was Forschende etwa bei der Befragung von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nutzen könnten. Gutkowskis Job klingt dabei recht simpel: Geräusche aufnehmen, aufbereiten und wiedergeben. So einfach ist es aber nicht. Eine wichtige Grundlage seiner Arbeit: „Die Geräusche sind so, wie sie sind, wir passen sie nicht in Sounddesigns ein, sondern wollen sie so authentisch wie möglich in der jeweiligen Situation einfangen, sie dokumentieren und kontextualisieren.“

Dafür muss er sich vorab viele Gedanken machen: Was nimmt die Öffentlichkeit überhaupt wahr, bewusst wie unbewusst, welche Geräusche sind wichtig, in welchem Zusammenhang sind sie zu hören?

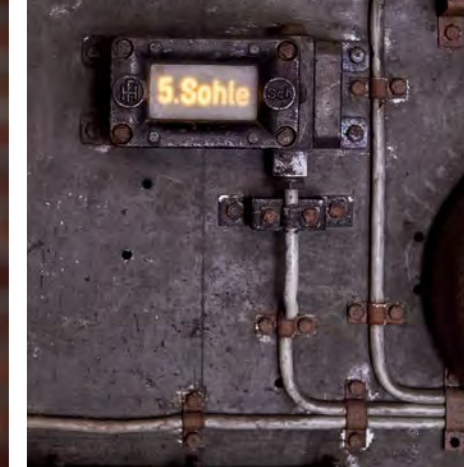
Zum Sound kam Konrad Gutkowski, der hobbymäßig in einer Band Gitarre spielt, direkt nach dem Studium der Geschichte und Germanistik. „Ich hatte immer schon eine hohe Affinität zur Musik und gleichzeitig das große Interesse für historische Zusammenhänge, deswegen passte das gut zusammen.“

„Geräusche machen etwas mit uns, wir interpretieren unsere Welt mit ihrer Hilfe – und es fehlt einfach etwas, wenn sie nicht da sind“, sagt Gutkowski und fordert mich auf, mal wirklich genauer hinzuhören. Und er hat natürlich Recht. Je nachdem, wo ich mich befinde, klingt die Welt unterschiedlich. Eine Straßenszene im Ruhrgebiet hört sich anders an als in einem Dorf im Münsterland. Die Vielfalt dessen, was er aufgenommen hat, ist dabei riesig: Infrastruktur mit Autolärm auf Stadtstraßen oder Autobahnen, Sirenen von Polizei-, Feuerwehr- oder Krankenwagen aus verschiedenen Zeiten, Trillerpfeifen von Demonstrationen bei thyssenkrupp, Dampflok im Eisenbahnmuseum in Bochum, surrende Roboter in Fabrikhallen, die Geräuschkulisse einer Innenstadt mit redenden Menschen und der Musik, die aus den Läden dringt – oder auch ländliche Klangkulissen, bei denen fließendes Wasser, das Rauschen der Bäume oder singende Vögel zu hören sind.



Auch die Geräusche und Töne der Arbeit im Bergwerk hat Konrad Gutkowski für das Sound-Projekt aufgenommen.

Der Klangfänger hört auch in tiefsten Tiefen.



Während seiner Arbeit hörte Gutkowski Hunderte Geräusche, die ihn teilweise sehr beeindruckten. Ein besonderes Erlebnis war für ihn eine Grubenfahrt auf der letzten Steinkohlenzeche Deutschlands, Prosper Haniel. „Wir sind 1.000 Meter in die Tiefe gefahren und haben den Sound unter Tage, die Arbeitsgeräusche, auch die Gespräche der Bergleute – selbstverständlich anonym – mit aufgenommen. Das war an sich schon super interessant, umso mehr aber, weil ich etwas begleiten durfte, das die Region und die Identität der Menschen so geprägt hat und bald vorbei sein sollte.“ Das gilt auch für seine Familie, sein Vater war Bergmann.

Jemand, der sich so viel mit Tönen beschäftigt, müsste eigentlich alle Geräusche lieben. Weit gefehlt. „Ich hasse das Gurren der Tauben und auch das Kreidekratzen an einer Tafel“, sagt Gutkowski und schüttelt leicht angewidert den Kopf. Ein Lieblingsgeräusch hat er allerdings auch: „Kirchenglocken, weil wir früher in Gelsenkirchen-Buer in der Nähe einer Kirche gewohnt haben. Das erinnert mich an meine Kindheit.“

INDUSTRIEKULTUR

Vorwärts in die Vergangenheit



Dortmund

Die schwere Arbeit im Pütt wird im Montanium lebendig

Ein Untertageerlebnis wird versprochen, man soll nachvollziehen können, wie sich die Arbeit der Bergleute im Pütt angefühlt hat. Das „Montanium“, das der LWL im Jahr 2020 in seinem **Industriemuseum** → S. 260 in der Zeche Zollern gebaut hat, soll das können.

Museumsführer Harald Verhoolen trifft uns an der Lohnhalle, führt uns vorbei am Fördergerüst und der beeindruckenden Maschinenhalle mit ihrem Jugendstilportal – alles das ist schon einen Besuch wert. Genauso wie der 60-Jährige übrigens, der über seine eigene Zeit als Bergmann erzählt. „Da wird immer so romantisch getan“, sagt Verhoolen, dessen Vater und Opa schon Bergleute waren, „aber das war eine richtige Maloche.“



Wobei, er verbessert sich direkt: „Nee, von der Kameradschaft her war das schon was Besonderes, ging auch gar nicht anders, wenn man da tief im Berg aufeinander angewiesen war.“

Verhoolen, der mit 16 zum ersten Mal einfuhr und später als Bergmechaniker arbeitete, führt zu einer halbrunden Halle. Deren Rahmen besteht aus Stahlträgern, die früher als meterhohe Bögen zum Ausbau der Hauptstollen unter Tage verwendet wurden. Nachdem wir die Tür hinter uns geschlossen haben, wird es stockdunkel, es riecht nach Metall, nach Holz, irgendwie nach Berg sogar. Die Maschinen stammen aus dem Lehrbergwerk der Zeche Westerholt in Herten, die Museumstechniker haben sie wiederhergerichtet. Harald Verhoolen zeigt uns die einzelnen Stationen, an denen wir kennenlernen, wie die Bergleute ihre Stollen konstruiert, gestützt und ausgebaut haben.

Auch wenn es nicht so warm und staubig ist wie im echten Bergwerk: Die Atmosphäre unter Tage ist spürbar, vor allem wegen der Enge, der Dunkelheit, des nachgebauten Felsgesteins und des Kohlenflözes – und wegen der Geräusche. „Hier war monatelang ein Team beschäftigt, dass alles so nachempfunden hat, wie es wirklich war“, sagt Verhoolen, „ich finde, das ist unglaublich gut gelungen.“



Harald Verhoolen war selbst Bergmann und erklärt heute, wie ein Bergwerk funktioniert hat – unter anderem der Hydraulik-Schild (o.).



Er hat Recht, die Steine fühlen sich an wie Felsen Hunderte Meter tief unter der Erde, die Kohle glitzert und dazu kommen die Maschinen, deren Sound in aufwendigen Collagen nachgebildet wurde. Mit hoher Lautstärke bewegt sich der funktionstüchtige Hydraulik-Schild, der das Deckengewölbe abstützt, fährt der Hobel als Lichtprojektion am imaginären schwarzen Gold entlang. Ein Kratzen, Ächzen und Bollern bis zu einem irrsinnig lauten Knall, der das Einstürzen des Felses hinter dem sich vorwärts schiebenden Schild simuliert. Am Ende bin ich froh, wieder an der frischen Luft zu sein. Der Simulationsversuch: Er hat funktioniert. ■■



Kunst im Vorbeifahren, wie hier in Arnsberg-Neheim.

RUHRTALRADWEG

Ab aufs Rad



Ruhrgebiet

Den Strukturwandel so direkt wie möglich erleben

Für den Wandel des Ruhrgebiets zu einer auch touristischen Attraktion tragen Projekte wie der RuhrtalRadweg bei. Als – laut der ADFC-Radreiseanalyse 2020 – drittbeliebtester Radweg in Deutschland überhaupt können die Radlerinnen und Radler hier auf 240 gut ausgebauten Kilometern von der Quelle bei Winterberg bis zur Mündung in den Rhein in Duisburg fahren. Dabei können sie die Kontraste, die die Region ausmachen, quasi nebenbei erfahren: von der Industriegeschichte über Kunstinstallationen bis hin zu großartigen Naturerlebnissen. ■■

KAPITEL 3

Münsterland





GEOGRAFIE

Der Mittelpunkt Westfalens



Beckum und Lippetal

Ein wenig ungenau ist –
zum Glück – manchmal
auch die Wissenschaft

Wir haben uns überlegt, nach dem Mittelpunkt Westfalen-Lippes zu suchen. Ist ja nicht schwierig, dachten wir uns, da gibt man bestimmt nur ein paar Koordinaten in eine vorgefertigte Internetseite und zack, da ist er. Dann fahren wir hin und gucken mal, was da genau ist.

Aber, wie so oft, trivial ist so eine Berechnung nicht. Dr. Rudolf Grothues hat zum Beispiel mit verschiedenen Methoden unterschiedliche Orte berechnet, an denen die Mitte der Region sein soll. Deswegen haben wir uns mit dem Geschäftsführer der Geographischen Kommission

→ S. 257

für Westfalen ungefähr da verabredet, wo der Mittelpunkt sein könnte: in der Nähe von Beckum.

Genau 23,3 Meter sind wir dort die Stufen des Höxbergturms hochgekraxelt, um nun oben zu stehen und kilometerweit gucken zu können. Es ist immer wieder erstaunlich, wie ein paar Höhenmeter die Perspektive verrücken. Die Rehe im kleinen Wildgehege unten an der Straße – es gibt auch einen weißen Hirsch – sehen plötzlich winzig aus. In der Ferne sind in Richtung Paderborn Dutzende Windkraftträder zu sehen, dann die Türme des Kraftwerks in Hamm-Uentrop.

Irgendwie wäre der Turm ein würdiger Mittelpunkt Westfalens. Ganz falsch sind wir auch nicht, sagt Rudolf Grothues. Aber so ganz genau kann man es eben auch nicht sagen. Am einfachsten wäre es übrigens, erklärt der Wissenschaftler, den Mittelpunkt dorthin zu legen, wo sich die drei westfälischen Regierungsbezirke – Arnsberg, Münster und Detmold – treffen, das wäre dann eine politische und sehr salomonische Entscheidung. Dieser Schnittpunkt liegt dort, wo die Städte Wadersloh, Lippstadt und Langenberg zusammenfinden, und dort steht auch schon ein Gedenkstein am Boker-Heide-Kanal.

Dr. Rudolf Grothues (l.), Geschäftsführer der Geographischen Kommission für Westfalen, erklärt auf dem Höxbergturm in Beckum, wo der Mittelpunkt Westfalens liegen könnte.



Grothues hat deswegen einen Stapel Papiere mitgebracht, mit denen er die Berechnungen verdeutlicht. „Für jeden Punkt der Erde lassen sich Koordinaten bestimmen, die in dem Netz aus Breiten- und Längenkreisen liegen“, sagt der Wissenschaftler. Bei der ersten Methode nimmt er den nördlichsten Punkt bei Rahden (52° 32' nördlicher Breite), den südlichsten bei Burbach (50° 41' nördlicher Breite), den westlichsten in Anholt in der Stadt Isselburg (6° 23' östlicher Länge) und den östlichsten Punkt in Höxter (9° 28' östlicher Länge).

Daraus konstruiert er ein Rechteck, dessen Mittelpunkt er dann abzeichnet. „Wir liegen dann auf den Koordinaten 51° 36' 30'' nördlicher Breite und 7° 56' östlicher Länge und befinden uns in der Gemeinde Welver, etwas nördlich des Ortsteils Scheidingen.“

„Eine Grenzlinie in einer Karte kann niemals den genauen Verlauf wiedergeben, sondern nur maßstabsbedingt vereinfacht zeigen.“

Warum sind wir dann hier, knapp 25 Kilometer entfernt? „Weil es auch andere Methoden gibt, zum Beispiel, indem wir die drei äußersten Punkte Westfalens zu einem Dreieck und dann dessen drei Mittelsenkrechten zu einem Punkt verbinden.“ Das klingt ebenfalls einfach und der Punkt ist ganz bei uns in der Nähe, im Süden von Beckum, nahe der Grenze zu Lippetal-Lippborg. Fertig? „Nein“, sagt Grothues.

Viele Menschen würden unter einem Mittelpunkt etwas anderes verstehen. Nähme man etwa einen Teller und balancierte ihn auf einem Finger, würde dieser Punkt genau in der Mitte liegen. „Ein Journalist aus Münster hat deswegen schon 1982 die Karte Westfalens auf ein Stück Pappe geklebt und dann entlang des Umrisses die Region millimetergenau ausgeschnitten“, beschreibt Grothues das Vorgehen. „Er hat die Karte auf einer Nadelspitze austariert und einen Punkt gefunden, der ebenfalls hier direkt in der Nähe liegt, in der Bauerschaft Dalmer in Beckum.“

Etwas Ähnliches hat dann auch eine Mitarbeiterin seiner Geographischen Kommission vor einiger Zeit umgesetzt, allerdings digital. In einem Geoinformationssystem (GIS) hat sie die Grenzen Westfalen-Lippes nachgebaut und dann den Schwerpunkt berechnet. Er lag wieder ganz in der Nähe, zwischen dem Stadtgebiet Beckum und dem Ortsteil Lippborg der Gemeinde Lippetal – und damit genau zwischen den Kreisen Warendorf und Soest sowie den Regierungsbezirken Münster und Arnsberg.

Dann haben wir es ja, denken wir, und wollen vom Turm herabsteigen. „Halt“, sagt Grothues, „wir sind noch nicht fertig.“ Das Problem ist, dass Karten irgendwann einmal von Menschen erst gezeichnet, dann mehrfach übertragen und irgendwann auch in Computerprogramme eingepflegt wurden. „Es gibt dabei immer eine Herausforderung, unterschiedliche Kartenprojektionen bzw. Gitternetze mit unterschiedlichen Meridian-

streifensystemen zusammenzubringen. Aber die Details erspare ich Ihnen lieber.“ Was folgt daraus? „Eine Grenzlinie in einer Karte kann niemals den genauen Verlauf wiedergeben, sondern nur maßstabsbedingt vereinfacht zeigen. Den Mittelpunkt können wir deswegen auch nicht von dem realen Abbild der Erdoberfläche berechnen, sondern immer nur von der Karte.“

Nachdem Rudolf Grothues uns die Methoden erklärt hat, was einige Zeit gedauert hat – Wissenschaft ist nun mal sehr genau –, fahren wir mit dem Auto ein kleines Stück auf der Landstraße Richtung Lippetal. Auf einer kleinen, unscheinbaren Brücke, die über den Dreinbach führt, halten wir an. Der Bach ist momentan trocken, aber so wenig spektakulär er aussieht, er markiert doch die Grenze zwischen den Städten Beckum und Lippetal und damit irgendwie auch den Mittelpunkt Westfalens. Zwei orange Absperrungen aus halb verrostetem Stahlrohr sorgen dafür, dass wir nicht in den Bachlauf plumpsen, ein paar Bäume rahmen das Ganze ein und nebenan steht ein dunkelbraunes Pony, das ruhig am Mittelpunktgras herumrupft.

Grothues stellt sich auf die Brücke, lehnt sich an das Gelände. „Hier in der Gegend sind schon viele alte Höfe ausgegraben worden und Megalithgräber aus der Jungsteinzeit. Es haben also schon vor rund 2.500 Jahren Menschen hier gelebt.“ Grothues schaut in beide Richtungen, dreht sich noch einmal um. „Das ist doch ein guter und würdiger Ort für den Mittelpunkt Westfalens, oder?“



Genau hier, zwischen den Städten Beckum und Lippetal, könnte der Mittelpunkt Westfalens sein.

Die Bedürfnisse aller Menschen beachten



Münster

Als ehemaliger Erster Landesrat und Kämmerer des LWL hat sich Josef Sudbrock viele Jahre für die Region engagiert

Kerzengerade und konzentriert sitzt Josef Sudbrock hinter einem Besprechungstisch im LWL-Landeshaus in Münster. Er trägt ein dunkelblaues Sakko, ein weißes Hemd und eine violette Krawatte mit Paisley-Motiven, seine weißen Haare hat er akkurat nach hinten gekämmt. Vor ihm liegen Fotos und Flyer, die er aus seiner lederen Aktentasche geholt hat, sie helfen dem 85-Jährigen bei seinen Erinnerungen. Die ziemlich gut sind, wie er selbst zwischendurch anmerkt, fast ein wenig verwundert.

Der ehemalige Verwaltungsmann erzählt von seiner Kindheit, seiner Jugend- und Studienzeit und von den 34 Jahren, die er beim LWL arbeitete: zunächst ab 1965

→ S. 258

in der Straßenbauverwaltung, schon mit vergleichsweise jungen 39 Jahren als Kulturdezernent und schließlich bis zu seiner Pensionierung 1999 zwölf Jahre lang als Erster Landesrat und Kämmerer.

Daten abgehakt, rein ins Leben. Sudbrocks Geschichte ist wie die jedes anderen Menschen eine ganz besondere und individuelle, und doch steht sie stellvertretend für eine Karriere im öffentlichen Dienst. Geboren im Jahr 1935 war für den kleinen Josef keine großartige Zukunft angelegt. „Ich komme aus wirklich einfachsten Verhältnissen“, sagt Sudbrock, während er die wenigen Fotos aus seiner Kindheit über den Tisch schiebt. Eines zeigt seinen Vater, einen aufrecht stehenden Mann in Uniform, der beim



Josef Sudbrock arbeitete 34 Jahre für den LWL, unter anderem als Kulturdezernent und als Erster Landesrat und Kämmerer. Im Jahr 2009 wurde er gleich zweimal geehrt: mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande und als Ritter des Ordens vom heiligen Papst Silvester.



Josef Sudbrock zeigt ein Bild seines Vaters.

Vorgänger des LWL, dem Provinzialverband Westfalen, im westfälischen Benninghausen in einem sogenannten Landesarbeitshaus als Aufseher beschäftigt war. In der Einrichtung sind zum Beispiel Bettler, Prostituierte, Trinker oder schwererziehbare Jugendliche, wie es damals hieß, zwangsuntergebracht. „Ich erinnere mich gut daran, wie die Menschen in Kolonnen zum Arbeiten ausrückten.“

Die Familie wohnt in der Nähe in einer kleinen Dreizimmerwohnung, viel gab es nicht, sagt Sudbrock, außer einem Vater, der ihn motivierte, sich zu bilden. Er treibt ihn an, „ich musste immer ran und ich habe das mitgemacht, weil mir klar wurde, dass nur so etwas aus mir werden würde“. Der Ehrgeiz begleitet ihn sein ganzes Leben, er will immer gut sein, etwas schaffen. Das einfache Leben lehrt ihn auch, dass die Bedürfnisse aller Menschen zu beachten sind, sagt er heute. „Ich habe deswegen wohl auch nie Probleme in der Politik gehabt, auch mit den Genossen von der SPD nicht“, sagt er mit einem Lächeln. Ein kleiner Beleg dafür: Sudbrock wurde als CDU-Mitglied einstimmig vom gesamten LWL-Parlament in seine zweite Amtszeit als LWL-Kulturdezernent gewählt.

Zurück in die 1940er-Jahre: Am Kriegsende rücken die Amerikaner in Benninghausen ein. Josef Sudbrocks Vater wird zum Volkssturm verpflichtet, er selbst und seine Mutter werden evakuiert und müssen im Keller in Eickelborn in der späteren LWL-Klinik auf dem Bodenhausen. „Ich erinnere mich noch genau: Als wir – verbotenerweise – meinen Vater in Benninghausen besuchen wollten, gerieten wir unter Artilleriebeschuss. Zwei Tage später war der Krieg dann vorbei.“

Es gibt nichts zu essen, bis auf das, was der Garten der Dienstwohnung und das Schwein, das jeweils im Herbst geschlachtet wird, hergeben. Sudbrock, der gute Leistungen zeigt, hat Glück, kann auf das Gymnasium gehen, das der Provinzialverband für die Kinder der Pflegekräfte führt. „Eine Stunde Unterricht hatten wir anfangs am Tag, von einer einzigen Lehrerin.“

Später wechselt er turnusmäßig auf die naturwissenschaftliche und mathematische Abteilung des Ostendorf-Gymnasiums in Lippstadt. Nach einem „ordentlichen Abitur“ studiert Sudbrock Jura in Münster, Berlin, Tübingen und startet dann beim LWL.

Der junge Mann hat große Ziele: Sein erster Kontakt mit dem LWL ist schon während der Referendarzeit ein Besuch beim damaligen Landesdirektor Anton Köchling, bei dem er sich direkt persönlich vorstellt. „Der fand das wohl ungewöhnlich, aber ich hatte danach die Möglichkeit, beim LWL eine Station als Referendar zu absolvieren.“

Sudbrock wird dann wie von ihm gewünscht nach dem Assessor-Examen beim LWL angestellt. Der Job fällt allerdings nicht ganz nach seinem Geschmack aus. „Ich wollte im Landeshaus in Münster reüssieren und fand mich in Recklinghausen als Referent der Straßenverwaltung wieder.“ Er macht das Beste daraus, zumal ihm die Mentalität im Ruhrgebiet sehr gut gefällt. „Das sind wunderbare Menschen dort.“

Sein einfaches Leben lehrt ihn, dass die Bedürfnisse aller Menschen zu beachten sind.

Eine seiner ersten Aufgaben zeigt ihm, wie Verwaltung und Politik nach Regeln funktionieren, die aber immer auch durch Kreativität und Mut „ausgelegt“ werden können. „Wir mussten dafür sorgen, dass die A 43 gebaut werden konnte, und dafür mussten viele Menschen ihre Grundstücke und Häuser verkaufen oder im schlimmsten Fall enteignet werden.“ Sudbrock fällt die Aufgabe zu, die abschließenden Verhandlungen zu führen, die von seiner Abteilung nicht positiv beendet werden konnten. Er besucht eine Familie, die mehr oder weniger als letzte ein Grundstück, das dringend für den Weiterbau benötigt wird, auf der geplanten Trasse



besitzt. „Die wollten einfach nicht verkaufen, weil sie wegen der in Hochlage geplanten Trasse einen zu weiten Umweg zum Wohnort hätten machen müssen.“ Sudbrock sitzt im Wohnzimmer, mit „Vater, Mutter, Oma und Opa“ und hatte eine Idee. „Ich darf Ihnen das gar nicht sagen“, spricht er damals die Leute an, „aber was halten Sie davon, wenn ich Ihnen einfach das Geld für einen neuen Opel Rekord gebe, dann können Sie den Weg ohne Anstrengung fahren.“ Die Familie berät sich kurz und sagt zu. „Von mir war das natürlich einfach nur gesponnen, ich wusste nicht einmal, wie teuer das Auto ist. Am Ende war es für beide Seiten gut.“

Drei Jahre nach der Beförderung zum Landesverwaltungsrat hat Sudbrock kein Interesse mehr an der Straßenverwaltung, er will nach Münster, dorthin, wo das größere Rad gedreht wird. Er spricht den Personaldezernenten an und landet schließlich 1969 in der Kommunalwirtschaft, die ihn besonders interessiert. Dort ist eine seiner ersten Aufgaben eine Vorlage zur

Fusion der Rheinischen Girozentrale und Provinzialbank und der Landesbank für Westfalen (Girozentrale) zur WestLB. „Das war eine wilde Geschichte: Alle waren in den Weihnachtsferien und ich habe mich einfach nach meinem Wissensstand und nach meinem Gefühl glühend für die Fusion ausgesprochen – das war aber nicht das, was mein Chef wollte.“ Als dieser, der Kämmerer Helmut Naunin, aus dem Urlaub kommt, dauert es drei Minuten, bis Sudbrock in dessen Büro bestellt wird. „Er hat mich zwei Stunden in die Mangel genommen“, erinnert er sich lächelnd. „Ich habe gedacht, meine Vorlage war vollkommener Mist, nun kann ich nichts mehr gewinnen.“ Doch die Sache läuft anders, Landesdirektor Walter Hoffmann, Naunins Chef, wie auch das Parlament wollen die Fusion, die Vorlage ist also wieder richtig, „und Naunin stand im Regen“.

Für Sudbrock beginnt eine spannende Zeit, in der er in vielen Jahren große Projekte ins Rollen bringt und umsetzt. Er macht seinen Weg nach oben, zunächst in der Kultur. Schon 1974 wird er dort zum Chef gewählt. Was gar nicht so einfach ist. „Mich kannte da keiner, ich hatte große Konkurrenz und alle dachten, das ist der Untergang der Kultur, wenn der gewählt wird.“ Sudbrock aber setzt sich durch und engagiert sich neben vielen anderen Projekten ziemlich früh für Museen in der Region, auch wenn die nicht zum LWL gehören. 1978 gründet der Verband sein Museumsamt, das heute als kommunaler Dienstleister rund 650 Museen, Gedenkstätten und kleine ortsgeschichtliche Museen in Westfalen-Lippe berät.

Das LWL-Museum für Kunst und Kultur hat vor mehr als 40 Jahren eine enge Beziehung zu dem Bildhauer und Zeichner Henry Moore aufgebaut. Bei einem Besuch bei dem Künstler (2. v. r.) und seinem Kunstvertreter (2. v. l.) informierten sich Josef Sudbrock (r.) und Ludwig Poullain (l.), damaliger Vorstandsvorsitzender der WestLB, über den Ankauf eines Werkes. Mit dabei war auch Prof. Dr. Paul Pieper, damaliger Direktor des Museums, der das Treffen fotografierte.



„Damals war noch Geld da“, sagt Sudbrock, „und das hat gleich zweifach genutzt: Die Museen konnten arbeiten und wir kamen in die Zeitung, was unserer Kulturarbeit sehr geholfen hat.“

Die Vorbehalte gegen Sudbrock schwinden schnell. Der Jurist erkennt früh, dass die Industriekultur, die im Strukturwandel des Ruhrgebiets zu verschwinden drohte, eine große Relevanz haben wird. So ist er in seiner Amtszeit mit der Gründung des heutigen LWL-Industriemuseums beschäftigt, das ab 1979 seine Arbeit aufnimmt. „Nur so konnten wir zum Beispiel den Förderturm oder die Maschinenhalle der Zeche Zollern in Dortmund

retten.“ Für einen CDU-Mann ist es in der damaligen Zeit ein weiter Weg zur Industriekultur, sollte man denken. „Stimmt“, sagt Sudbrock, „und auch wieder nicht.“ Er überlegt kurz, schiebt ein paar Bilder auf dem Tisch hin und her: „Wahrhaftig sein, nicht rumeiern, das ist wichtig. Wenn es ein Problem gibt, muss man es lösen und am besten gemeinsam, damit alle dahinterstehen.“

Mit diesem Ansatz erledigt er in den Jahren seiner Amtszeit viele Aufgaben. Die Glashütte Gernheim in Petershagen etwa kann der LWL gründen, weil die Stadt dem Verband Grundstück und Gebäude kostenlos überlässt. Sudbrock lässt im LWL-Freilichtmuseum Detmold

die Zuwege sanieren und die Erreichbarkeit, die Bewachung und den Feuerschutz verbessern. Dafür bringt er Millionensummen auf. Er kauft das Kloster Dalheim, bevor es komplett „vor die Hunde geht“, wie er sagt. Und er schiebt das LWL-Museum für Naturkunde in Münster samt Planetarium an, mit einem Kniff, wie er heute verrät. „Wir brauchten Landesmittel als Startzuschuss und haben deswegen dem Land Nordrhein-Westfalen gesagt, wir hätten schon konkrete Pläne und ein Grundstück.“ Als die Zusage dann kommt und der Scheck übergeben werden soll, muss auf dem Grundstück in Münster schnell mit den Baggerarbeiten begonnen werden. Sonst wäre nicht gezahlt worden. Heute steht dort eines der erfolgreichsten Naturkundemuseen in Deutschland.

Die Kultur, sie ist ihm enorm wichtig. Woran das liegt? „Kultur ist ein Ausweis für die Fähigkeit zu denken, sie gibt uns eine Basis und gehört zu einer funktionierenden Gesellschaft dazu.“ Gerade nach dem Krieg und auch noch in den Jahrzehnten danach ist der Hunger nach Kultur, nachdem die Grundbedürfnisse wieder gestillt waren, enorm, sagt Sudbrock. Warum er, der die Grundsteine für elf neue Museen legte und den Standort des LWL-Archäologiemuseums von Münster nach Herne verlegte, dann das Dezernat verließ, um 1987 Kämmerer zu werden? „Ich hatte Ehrgeiz und mich reizte das Neue. Wer Kämmerer ist, hat das, was man im Leben braucht: Geld“, sagt er dann noch und schmunzelt.

So einfach ist es natürlich nicht. Letztlich ist es ein großer Schritt vom Kulturdezernenten zum Ersten Landesrat und Allgemeinen Vertreter des LWL-Direktors. In den Jahren verhandelt Sudbrock hart mit den Trägern der Wohlfahrtspflege, mit dem Land Nordrhein-Westfalen und mit den Kommunen, die den LWL finanzieren.

„Ich fühle mich als Westfale. Es ist diese Ehrlichkeit, das Ursprüngliche. Und das passt sehr gut zu mir.“

Ein Punkt von vielen ist der Umgang mit der Pflegeversicherung, die 1996 eingeführt wird. Ohne sie hätte der LWL die steigenden Kosten der Pflege nicht mehr allein schultern können. Der Verband gründet in der Zeit unter anderem ambulante Dienste und stationäre Pflegeeinrichtungen für Menschen mit chronischen Langzeiterkrankungen und geistigen Behinderungen. „Die Einführung der Pflegeversicherung musste klappen, weil wir sonst pleitegegangen wären“, bringt es Sudbrock auf den Punkt.



Ganz am Ende unseres Gesprächs wird Sudbrock noch einmal ein bisschen schärfer. In seinem letzten Amtsjahr will der damalige nordrhein-westfälische Ministerpräsident, der 2020 verstorbene Wolfgang Clement, in der sogenannten Verwaltungsstrukturreform den LWL und sein Gegenstück, den Landschaftsverband Rheinland, auflösen. „Wir haben gekämpft und wir haben gewonnen“, sagt Sudbrock. „Das war eine wilde Zeit, in der das Land wirklich schlimm mit uns umgegangen ist.“

So wild ist es heute nicht mehr für den ehemaligen Verwaltungsprofi, der seinen Ruhestand in Münster genießt, wie er sagt. „Ich fühle mich als Westfale, war nur kurz fürs Studium weg und hier möchte ich auch immer sein.“ Warum genau, kann er gar nicht sagen. „Es ist diese Ehrlichkeit, das Ursprüngliche. Und das passt sehr gut zu mir.“

VIZE-CHEF UND KÄMMERER
DR. GEORG LUNEMANN ZUM LWL-BUDGET

Zahlen? Spannend und aufschlussreich!



Münster

Der LWL arbeitet für die Region – und das muss auch bezahlt werden

Vor dem Backsteingebäude, dem Landeshaus in Münster, wehen die Fahnen des Kommunalverbandes. Sie wehen vor allen Einrichtungen, die der LWL in der Region betreibt. Das sind rund 200, zum Beispiel psychiatrische Kliniken, Förderschulen oder Museen. Und dahinter stecken umfangreiche Leistungen, die auch finanziert werden müssen.

Wie das genau funktioniert, soll uns Georg Lunemann erzählen. Er ist Erster Landesrat und damit Allgemeiner Vertreter des Direktors. Der promovierte Betriebswirt ist der Kämmerer des Verbandes, damit also der Herr der Zahlen. Wir treffen uns mit dem hoch gewachsenen, sportlichen 53-Jährigen auf der Terrasse eines kleinen

Cafés direkt gegenüber vom Landeshaus bei einem Cappuccino. Lunemann holt ein Tablet hervor, auf dem er mir die Kennzahlen des LWL präsentiert.

Zunächst einmal die drei wichtigsten, von denen alles andere abhängt: „Wir haben 18.000 Beschäftigte und sind damit der drittgrößte kommunale Arbeitgeber in Nordrhein-Westfalen“, sagt Lunemann, während er an seinem Cappuccino nippt. „Wir arbeiten für 8,3 Millionen Menschen und haben einen Kernhaushalt von 3,55 Milliarden Euro zum Beispiel im Jahr 2020.“

Lunemann geht ins Detail und startet mit den Einnahmen. Die 27 Kreise und kreisfreien Städte, die im LWL zusammengeschlossen sind, zahlen gemeinsam etwa 2,4 Milliarden Euro. Die genaue Summe wird jährlich über den Hebesatz zur sogenannten Landschaftsumlage bestimmt. Dieser Prozentsatz wird auf die Umlagegrundlagen des Landschaftsverbandes angewendet. Dabei handelt es sich unter anderem um die Gewerbe- und Grundsteuer, die Gemeindeanteile an der Einkommen- und Umsatzsteuer sowie den sogenannten Schlüsselzuweisungen vom Land, die zum Beispiel eine Stadt jährlich einnimmt. Den Hebesatz legt die Landschaftsversammlung, also das Parlament des LWL, für jedes Haushaltsjahr von Neuem fest.



Als Erster Landesrat und Kämmerer des LWL ist Dr. Georg Lunemann der Herr der Zahlen.

Das Land Nordrhein-Westfalen gibt außerdem etwa 600 Millionen Euro als direkte Zuweisungen an den LWL dazu. Darüber hinaus nimmt der LWL Eintrittsgelder in seinen Museen, bekommt Gelder für die Ausbildung von Pflegekräften in den Altenhilfeeinrichtungen und von Unternehmen, die nicht genug Arbeitsplätze für schwerbehinderte Menschen vorhalten.

Aber der LWL bewegt noch mehr. Georg Lunemann zeigt mir anschließend eine weitere Folie: „Zum Kernhaushalt von 3,55 Milliarden Euro kommen zum Beispiel noch die Umsätze von unseren eigenbetriebsähnlichen Einrichtungen hinzu. Dazu zählen der LWL-Psychiatrie-Verband und die LWL-Maßregelvollzugseinrichtungen mit 934 Millionen Euro, der Bau- und Liegenschaftsbetrieb mit 76 Millionen Euro und die LWL-Jugendhilfeeinrichtungen mit 55 Millionen Euro.“ Außerdem wirtschafteten die LWL-Kulturstiftung mit drei Millionen Euro und die Westfälisch-Lippische Vermögensverwaltungsgesellschaft mbH mit 86 Millionen Euro. „Zusammen mit den Bundes- und Landesmitteln in Höhe von 2,07 Milliarden Euro, die wir verwalten, landen wir bei einem ‚Umsatz‘ von 6,8 Milliarden Euro.“ Damit könnte der Verband auch gut im DAX mitspielen.

Tut er nicht, was auch passt, weil der LWL keine Gewinne erzielen möchte – und muss. Denn die Idee ist, dass die Einrichtungen und die Beschäftigten des Verbandes dafür sorgen, dass die Menschen in Westfalen-Lippe in wichtigen Bereichen annähernd gleiche Lebensverhältnisse

vorfänden, ob sie nun in einer großen Ruhrgebiets- oder kleineren münsterländischen Stadt, auf dem Dorf im Siegerland oder in einer mittelgroßen Gemeinde in Ostwestfalen leben. Der LWL kümmert sich darum etwa in der Kultur mit seinen Museen, mit den Förderschulen für Kinder mit Behinderungen oder mit den vielen psychiatrischen Einrichtungen. Denn dass jede Kommune das alles selbst anbieten würde, wäre nicht möglich.



Auf dem Tablet erklärt Dr. Georg Lunemann, wie der Haushalt des LWL aufgebaut ist.

„Wir schaffen in den Bereichen Arbeit, Wohnen und Freizeit immer bessere Teilhabemöglichkeiten für Menschen mit Behinderungen.“

Der größte Anteil dessen, was der LWL wieder ausgibt, geht dabei in die sogenannte Eingliederungshilfe. Rund 2,5 Milliarden Euro landen so, ganz platt gesagt, als Sozialleistungen in der Inklusion. „Wir schaffen so in den Bereichen Arbeit, Wohnen und Freizeit immer bessere Teilhabemöglichkeiten für Menschen mit Behinderungen“, sagt Lunemann. Hinzu kommen zum Beispiel fast 100 Millionen Euro für die Kultur und knapp 110 Millionen Euro für die Förderschulen.

Der Haushalt, auch das macht der Finanzexperte klar, ist in den vergangenen Jahren stetig gestiegen. Der Grund dafür sind nicht die Kosten beim LWL, sondern vor allem die immer höheren Summen, die für die Eingliederungshilfe ausgegeben werden müssen. „Wir



haben gerade mal 700 Stellen dafür, diesen gesamten Bereich abzudecken. Das fängt bei der Antragsbearbeitung an und endet bei den intensiven Beratungsgesprächen noch lange nicht.“ Viel personalintensiver ist hingegen der Klinikbereich, wo rund 12.000 der 18.000 LWL-Beschäftigten arbeiten. „Das ist ja auch klar, weil es hier um die Gesundheit und die Pflege von vielen Menschen geht.“ Im Jahr 2020 sind zusätzliche Aufgaben wie die Frühförderung von Kindern zum LWL gekommen, die vorher bei den Kommunen lagen. „Wir glauben, dass wir das gut machen, vor allem aber können wir ähnliche Standards für die ganze Region schaffen – und das ist eine unserer Hauptaufgaben, die wir seit Bestehen des LWL vorantreiben.“



WESTLICHSTER PUNKT WESTFALENS

Kunst in prachtvollem Ambiente



Issselburg
Wasserburg Anholt
im Dreiländereck

Der Prunk, vor allem aber die künstlerische Vielfalt des 17. und 18. Jahrhunderts sind in den fürstlichen Kunstsammlungen der Wasserburg Anholt in Issselburg zu entdecken. Ganz im Westen Westfalens, im Dreiländereck wenige Kilometer entfernt von der niederländischen Grenze und dem Rheinland, liegt die Burg, deren Säle und Zimmer besichtigt werden können. Es gibt neben barockem Mobiliar unter anderem eine Porzellansammlung, Tapisserien und Ledertapeten, eine Bibliothek, eine Waffenkammer und eine Münzsammlung sowie eine Hofküche aus dem 15. Jahrhundert zu sehen.



Die Wasserburg ist eine der münsterländischen Burgen, die sich in Privatbesitz befinden.



Blick auf das Teehaus.

Die Sammlung der Gemälde gilt als die größte historisch gewachsene Privatgalerie Nordrhein-Westfalens und als eine der bedeutendsten Deutschlands. In ihr sind mehr als 700 Werke zu betrachten, unter anderem von Rembrandt, Cranach, Murillo und ter Borch.

Das Anwesen in Anholt, seit 1975 ein Ortsteil von Isselburg, ist eines von vielen Wasserschlossern, die typisch für Westfalen sind. Das größte und bedeutendste ist das Schloss Nordkirchen, das auch das Westfälische Versailles genannt wird. Sie alle eint, dass sie Geschichten aus unterschiedlichen Epochen erzählen, oft mit englischen Landschaftsgärten oder barocken Parks – und den Kopf mit ihren Ausstellungen und Sammlungen sowie den Magen mit ihren Restaurants und Cafés begeistern. ■



INDUSTRIEKULTUR

Alles neu, immer wieder



Bocholt
Netzwerkarbeit, Kultur-
interesse und Mut können
enorm viel möglich machen

Es ist ein trüber Nachmittag hier in Bocholt, die Sonne scheint, ein paar Jugendliche fahren mit ihren Rädern laut schreiend über die rostrote Brücke, die die Aa überquert. Hinter uns liegt die Weberei des **TextilWerk**^{*}, wo die Geschichte der für die Region so wichtigen Textilindustrie erzählt wird. Sie produziert als Museumsfabrik immer noch wundervolle Hand- und Geschirrtücher, die die Gäste im Shop kaufen können.

^{*}S. 260

Das Museum eröffnete vor mehr als 30 Jahren. Gegenüber liegt die Spinnerei Herding, die seit 2011 den zweiten Standort

Weberei und Spinnerei
des TextilWerk Bocholt
sind Teil eines neuen viel-
fältigen Kulturquartiers.



des Museums bildet. Von der Rückseite sieht das Gebäude bis auf den gläsernen Aufsatz, in dem sich ein Restaurant befindet, gar nicht so spektakulär aus. Von vorne aber ist direkt zu sehen, dass hier viel passiert ist: stählerne Treppen an der Außenseite und neu eingesetzte große Scheiben, originale Klinkersteine, deren Putz nur teilweise abgesprungen ist, und hohe fensterlose Mauern, hinter denen produziert wurde. Es sieht aus wie in Berlin. Man erwartet geradezu, dass ständig Fotografen, Künstlerinnen, Literaten laut diskutierend aus dem Gebäude kommen.



Jule Wanders leitet den Fachbereich Kultur und Bildung der Stadt Bocholt. Sie ist eine der Akteurinnen, die dort eine lebendige Kulturszene weiterentwickelt.



Stattdessen ist es an diesem sonnigen Tag eher ruhig, das Museum ist gerade geschlossen. Dann kommt Jule Wanders um die Ecke. Sie sprüht geradezu vor Energie und das zeigt sie auch im Gespräch. Die studierte Querflötistin, die den Fachbereich Kultur und Bildung der Stadt leitet, überzeugt mich innerhalb von wenigen Minuten: Wohl fast alles ist möglich, wenn nur viele Aktive gut zusammenarbeiten und so die nötige Kraft für Veränderungen entwickeln können. Jule Wanders beschreibt Ideen anderer Leute, stellt ihre eigenen Konzepte infrage, reagiert auf Fragen mit Gegenfragen und meist auch mit Antworten. Sie ist die geborene Netzwerkerin, so scheint es, und auch deswegen bekommt Bocholt einen Kulturkomplex, der für eine vergleichbar große Stadt oft kaum umsetzbar erscheint.



Die Spinnerei Herding zeigt spannende Einblicke in die Geschichte der Kleidung.

Die rostrote Stahlbrücke verbindet beide Standorte des LWL-Museums in Bocholt.



Gemeinsam mit dem LWL und seinem Museum entwickelt ihr Team aus Volkshochschule, Musikschule, Stadtbibliothek, Stadtarchiv, Stadtmuseum, Junger Uni, Kulturamt und Bühnenhaus eine neue Idee von Kultur: Die alten Industriegebäude werden wertig saniert, aber zum Teil eben auch in ihrer sehr rudimentären Form für Kulturveranstaltungen genutzt. Dabei scheut sich Jule Wanders nicht, auch mal anzuecken, mit Konzerten, die vielleicht nur eine kleine Gruppe Musik-Nerds hören möchte.

Gleichzeitig finden Theateraufführungen, Open-Air-Kino oder Konzerte statt, mit denen mehr Menschen etwas anfangen können, die Mischung mache es, damit eine Stadt in Bewegung bleibe. Außerdem sind die Kunstschaffenden aus der Stadt eingebunden, sie können Räume nutzen, Ideen weiterspinnen, Verantwortung übernehmen.

Mit seinem städtebaulichen Ansatz London-New York-Bocholt und dem inzwischen mehrfach preisgekrönten Umbau der Spinnerei zum Museum hat der LWL 2009 die Entwicklung des ehemaligen Industrieareals angestoßen. Hier beteiligen sich Stadt und LWL gemeinsam mit Investoren an dem urbanen „Kulturquartier Bocholter Aa und Industriestraße“, kurz kubaai, in dem sich Wohnen und Arbeiten und auch kulturelle Orte mischen – ein Start war die 47 Meter lange rostrote Stahlbrücke, die die beiden Standorte des Museums und damit auch das neue Quartier miteinander verbindet. Das Projekt ist noch lange nicht fertig. —

Mit viel Qualität schon für die Kleinen



Münster
Kindertageseinrichtungen brauchen gute und sichere Rahmenbedingungen

Mitten in Münster in einem ansprechenden Altbau liegt die Kita, die als eine von 5.140 Kindertageseinrichtungen in Westfalen-Lippe vom LWL-Landesjugendamt Westfalen beraten und unterstützt wird. Der LWL fördert die Kitas und ihre Träger fachlich und finanziell und bietet so gute und sichere Rahmenbedingungen für die Arbeit mit den Kindern. Dafür sorgen die Beschäftigten des LWL-Dezernates Jugend und Schule unter der Leitung von Dezernentin Birgit Westers.



LWL-Jugend- und Schuldezernentin Birgit Westers vor einer der über 5.000 Kitas in Westfalen-Lippe.



»Wir arbeiten für ein gelingendes Aufwachsen und gleiche Chancen für alle Kinder und Jugendlichen.«

„Kinder haben Rechte. Das klingt wie eine Selbstverständlichkeit, doch die Realität sieht häufig noch anders aus. Zu oft werden Kinder nicht ausreichend geschützt und gefördert; ihre Belange und ihre Meinung werden nicht berücksichtigt. Wir beim LWL setzen uns für die Kinder ein – ganz im Sinne der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen, die das Recht auf Schutz, Fürsorge, Förderung und Partizipation für Kinder in der ganzen Welt festschreibt.“

In Westfalen-Lippe leben 1,6 Millionen junge Menschen. Das LWL-Landesjugendamt Westfalen unterstützt die Jugendämter und die freien Träger der Jugendhilfe dabei, die Lebensbedingungen der Kinder und Jugendlichen zu verbessern und zu fördern. Dabei starten wir schon bei den ganz Kleinen – im Bereich der frühen Hilfen und in der Kindertagesbetreuung. Die Qualitätsentwicklung vor Ort unterstützen wir durch fachliche Empfehlungen und Fortbildungen, vor allem auch im Bereich Kinderschutz.

Für eine gleichberechtigte Teilhabe fördern wir mit unseren Leistungen Kinder und Jugendliche mit Behinderungen in der Frühförderung, in Kitas, Pflegefamilien und Wohneinrichtungen. Wir bilden und fördern rund 6.000 Schülerinnen und Schüler an den LWL-Förderschulen und unterstützen die schulische Inklusion. Dass alle Kinder und Jugendlichen die ihnen zustehenden Rechte wahrnehmen können, ist unser Ziel. Damit stärken wir sie und ermöglichen ihnen, ihr Leben mitzugestalten.“

**LWL-Jugend- und Schuldezernentin
Birgit Westers**

PSYCHISCHE HILFE

Damit ein Trauma nicht das Leben bestimmt



Münster

Die Folgen eines tragischen Ereignisses lassen sich professionell behandeln

Manche Ereignisse wiegen schwerer als andere, weil sie irgendetwas in einem Menschen anrühren, das besonders ist. Das kann sehr positiv sein, eine große Feier etwa, ein besonderer Augenblick. Genauso können aber auch tragische Ereignisse Erinnerungen hervorrufen, bei denen man anschließend noch Jahre oder Jahrzehnte später weiß, wo man in dem Moment gerade war und was man gemacht hat.

In Münster ist 2018 etwas passiert, das jeden Menschen in der Stadt für eine gewisse Zeit zumindest bewegt hat – und auch heute noch viele beschäftigt, wenn sie am Ort des Geschehens vorbeikommen. Am 7. April des Jahres lenkte ein psychisch kranker Mann einen Kleinbus von der Straße direkt auf die Außenterrassen der beiden Restaurants „Kleiner Kiepenkerl“ und „Großer Kiepenkerl“, zwei Traditionsgaststätten mitten

in Münsters Altstadt. Dort war viel los, die Sonne schien, ein schöner Samstag im Frühling. Bei dem Anschlag, nach dem sich der Fahrer des Wagens selbst erschossen hat, starben vier weitere Menschen, mehr als 20 wurden zum Teil lebensgefährlich verletzt.

Menschen, die direkt vor Ort waren, lässt das Geschehen nicht so leicht los: Sie erlitten Schocks, waren traumatisiert – und brauchten neben der somatischen Hilfe, wenn sie körperlich verletzt waren, auch psychische Unterstützung. Hilfe übernahm damals die Trauma-Ambulanz des Universitätsklinikums Münster. Mitten drin war deren Leiter, der Psychosomatiker und Psychotherapeut Prof. Dr. Gereon Heuft, der auch die Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie führt und am Universitätsklinikum als Professor lehrt. Mit ihm sind wir am Kiepenkerl, einem Münsteraner Wahrzeichen,



Die im Boden eingelassene Gedenktafel erinnert an die Menschen, die beim Anschlag in Münster direkt neben dem Kiepenkerl-Denkmal starben oder schwer verletzt wurden.



Prof. Dr. Dr. Gereon Heuft leitet die Trauma-Ambulanz des Universitätsklinikums Münster, die bei schweren Unfällen oder Anschlägen wie in Münster traumatisierte Menschen versorgt.

„Ein Trauma heißt, dass man aufgrund einer unmittelbar erlebten Lebensbedrohung eine seelische Verletzung erleidet, die einen immer weiter und immer wieder begleitet.“

verabredet, um uns über seine Arbeit zu unterhalten. Er wartet schon, einige Meter entfernt. „Wir müssen bei solchen Ereignissen immer sehr vorsichtig sein, dass die Menschen nicht retraumatisiert werden, wenn es wieder um das Geschehen geht“, begründet der Arzt, warum wir uns nicht an den früheren Tatort setzen.

Wie stark ein solches Trauma sein kann, ist kaum in Worte zu fassen – und dabei muss man sich überhaupt erst einmal darüber klarwerden, was ein Trauma ist. Menschen, die zum Beispiel in der Nähe des Anschlags waren, vielleicht eine Straße weiter ein Eis aßen, waren höchstens mitbetroffen, aber sie sind nicht traumatisiert. „Ein Trauma dagegen heißt, dass man aufgrund einer unmittelbar erlebten Lebensbedrohung eine seelische Verletzung erleidet, die einen immer weiter und immer wieder begleitet“, sagt Heuft, der seit 40 Jahren als Arzt und seit 1999 in Münster arbeitet. „Wir müssen den Trauma-Begriff sehr eng fassen, um ihn nicht zu

inflationieren. Im engeren Sinne muss für das Ausbilden eines Traumas ein Ereignis potenziell lebensbedrohlich gewesen sein.“ Die anderen können auch dauerhaft davon belastet sein, sogar Angststörungen entwickeln – haben aber kein Psychotrauma im engeren Sinne.

Um das Thema zu verstehen, holt der erfahrene Psychotherapeut erst einmal aus. „Traumata haben Menschen schon immer erlebt, bei Unglücken, Attentaten und vor allem natürlich in Kriegen. Wir kennen die sogenannten Kriegszitterer oder Schüttelneurotiker, die aus dem Ersten Weltkrieg nach Hause kamen und nie wieder ins Leben zurückfanden.“ Sie konnten nicht arbeiten, hatten ständig Angst. Eine wirksame Behandlung gab es nicht. Im Zweiten Weltkrieg äußerten sich die Traumata mit anderen Symptomen, weil die Erlebnisse andere waren. „Aber auch damals konnten die Betroffenen noch nicht ausreichend behandelt werden. Das Wissen um das Störungsbild entwickelte sich erst während des Vietnamkrieges, als bei den Rückkehrern eine Posttraumatische Belastungsstörung erkannt wurde“, sagt Heuft. Ein Drittel der Soldatinnen und Soldaten zeigte psychische Reaktionen auf die Erlebnisse. „Zu den wichtigsten Symptomen gehört, dass die Menschen die Ereignisse wieder und wieder mit allen zugehörigen Emotionen durchleben. Dies nennt man Intrusionen oder Flashbacks. Außerdem schlafen sie schlecht und sind besonders reizbar. Andere hingegen stumpfen emotional ab, werden gleichgültig gegenüber ihrer Umwelt.“



Der Attentäter verübte seinen Anschlag auf den Außenterrassen der beiden Restaurants „Kleiner Kiepenkerl“ und „Großer Kiepenkerl“.

Kriegserfahrungen machen in Deutschland, sollte man meinen, derzeit zum Glück nur wenige Menschen. Schnell vergessen wir dabei allerdings die Soldatinnen und Soldaten, die zum Beispiel in Afghanistan ihren Dienst tun, oder auch die Geflüchteten, die oft auch gerade wegen ihrer Kriegserfahrungen nach Deutschland kommen. Ebenso gefährdet sind diejenigen, die Erlebnisse wie den Anschlag am Kiepenkerl in Münster hatten. Um sie nachhaltig heilen zu können, ist eines besonders wichtig: „Wir müssen die Behandlung so schnell wie möglich starten, um das Trauma zu überwinden“, sagt Heuft.

Für die unmittelbare Hilfe hat das Bundesland Nordrhein-Westfalen deshalb als erstes in Deutschland vor 20 Jahren die **Trauma-Ambulanzen*** eingerichtet. Sie helfen sofort, die Betroffenen brauchen keine Überweisung, sondern werden direkt behandelt. In Westfalen-Lippe organisiert der LWL ein Netz von 19 dieser Einrichtungen, zum Teil in den eigenen psychiatrischen beziehungsweise psychosomatischen Kliniken, zum Teil in Zusammenarbeit mit Partnern wie dem Universitätsklinikum in Münster. Die Opfer werden zum Beispiel von der Polizei, dem Weißen Ring, niedergelassenen Ärzten oder Frauenberatungsstellen an die Klinik ver-

wiesen. Dort können sie sofort fünf Sitzungen bekommen, auch wenn es bei einer Gewalttat noch nicht mal eine Anzeige bei der Polizei gegeben hat.

Beim Kiepenkerl-Anschlag in Münster war Gereon Heuft von Anfang an dabei. An der Universitätsklinik ging kurz nach der Tat der Alarm los, ein sogenanntes Großschadensereignis wurde angekündigt. Die Klinik muss sich dann auf viele Verletzte einstellen und eben auch auf Menschen mit Traumata. „Ich war damals zu Hause im Garten, bin alarmiert worden und direkt zum Krankenhaus gefahren. Wir haben uns dann auf verschiedene Szenarien eingestellt und Vorkehrungen getroffen.“ Als wenig später die ersten Verletzten ankamen, sah Heuft sofort, dass es auch viel Arbeit für die Trauma-Ambulanz geben könnte. „Die Menschen wurden auch auf andere Krankenhäuser in Münster verteilt.“

HeufTs Arbeit startete direkt nach dem Anschlag. „Ich schätzte damals auf Grundlage meiner Ortskenntnis, dass es ungefähr 100 Akut-Patienten geben müsste, die im engsten Sinne traumatisiert waren“, erinnert sich Heuft. Am Ende behandelten er und sein Team 50 Menschen, die nicht sowieso schon stationär wegen ihrer Verletzungen in den Krankenhäusern lagen: Gäste, die draußen saßen, Vorbeigehende, die auch Erste Hilfe leisteten. Die Beschäftigten der beiden Gaststätten wurden von Therapeutinnen und Therapeuten der Berufsgenossenschaft behandelt.

Über die einzelnen Fälle zu sprechen verbietet sich allemal und Heuft hält sich auch generell zurück, wenn er von dem Tag erzählt. „Es ist einfach zu gefährlich, wenn wir Details veröffentlichen und die Menschen vielleicht davon lesen. Das könnte sie wieder zurückwerfen in ihrem Heilungsprozess.“ Er wird stattdessen allgemeiner, wenn er von denen spricht, die er bisher behandelt hat. Es gebe verschiedene Gruppen, sagt er. Die einen reagierten verzweifelt, fragen: „Warum muss mir das passieren?“ Andere hingegen erstarren und versuchen sich zusammenzureißen – und die dritte Gruppe driftet in Gedanken weg, wirkt emotional abgestumpft.

„Wir müssen die Behandlung so schnell wie möglich starten, um das Trauma zu überwinden.“

„Man muss sich das innere Erleben bei Flashbacks wie in einem Film vorstellen, bei dem die Handlung bei der Erinnerung an einen Mord oder Unfall in Zeitlupe abläuft.“ Ganz besonders schlimm wirkt auf Menschen dabei, wenn ein anderer Mensch ihm oder anderen etwas antut. „Wir haben eigentlich eine Garantenfunktion füreinander und verlassen uns auf die Mitmenschen. Deswegen sind körperliche Angriffe so gefährlich für unsere Psyche.“

Für die Behandlung setzen Heuft und seine Kolleginnen und Kollegen oft auf die EMDR-Methode – ausgeschrieben heißt das Eye Movement Desensitization and Reprocessing. Durch Wiedererinnerung der belastenden Bilder in Kombination mit rhythmischen Augenbewegungen sollen die Betroffenen desensibilisiert werden und die Erlebnisse verarbeiten können. Anerkannt ist die Psychotherapieform, die in den 1980er-Jahren entwickelt wurde, seit 2006 durch den Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie. Das Vorgehen klingt fast banal, hat aber Wirkung. „Jeder Mensch kann Informationen und damit auch negative Erfahrungen verarbeiten. Das nutzen wir bei EMDR.“

Zunächst spricht der Arzt einfühlsam und sehr vorsichtig mit dem Patienten über das schreckliche Geschehen. „Wir wählen dann das schlimmste Bild aus, das ihm vor Augen ist, und dann bitte ich ihn, in das Bild hineinzugehen.“ Der Therapeut bewegt dazu seine Hand oder einen Stift vor den Augen des Patienten hin und her. Heuft macht das mit seinem Kugelschreiber vor, es wirkt ein bisschen so, wie ich mir eine Hypnose vorstelle. Es passiert aber etwas anderes: Der Patient bewegt seine Augen mit wie in der REM-Schlafphase, in der auch gesunde Menschen die Ereignisse des Tages verarbeiten.

Während dieser Sequenzen, die jeweils eine halbe bis zu einer Minute dauern, leitet der Therapeut den Patienten durch die Erinnerungen und die dazugehörigen Empfindungen. „Es kommt dabei zu heftigen



Prof. Dr. Dr. Gereon Heuft demonstriert die EMDR-Methode.

emotionalen Abreaktionen, körperlichen Missempfindungen, Körpererinnerungen. Die Menschen durchleben das Ganze dann noch einmal, aber eben aus der sicheren Distanz und von mir begleitet“, beschreibt der Psychotherapeut die Methode. „Dadurch verblassen die direkten starken Erinnerungen und werden durch eine distanziertere Sichtweise ersetzt.“

Das funktioniert hervorragend, sagt Heuft, wobei nicht ganz klar ist, wie genau EMDR wirkt. „Wir gehen davon aus, dass ein Trauma entsteht, weil die Bilder des Ereignisses in der rechten Hirnhälfte gespeichert werden,

das Sprachzentrum in der linken Hirnhälfte aber unterdrückt wird. Deswegen können die Menschen nicht richtig darüber sprechen und es dementsprechend nicht verarbeiten.“ EMDR stimuliert beide Hirnhälften und synchronisiert sie wieder. „Studien haben ergeben, dass Menschen mit einer Posttraumatischen Belastungsstörung, die keine weiteren psychischen Vorerkrankungen haben, in einem hohen Prozentsatz geheilt werden können. Bei aller erfreulichen Besserung der Symptome bleibt aber immer eine psychische (Erinnerungs-)Narbe.“

Heuft und sein Team konnten damals vielen Menschen helfen, die den Kiepenkerl-Anschlag überlebt, aber seelische Verletzungen davongetragen haben. Für ihn ist das mehr oder weniger Alltag, kommen doch immer wieder Menschen zu ihm und seinem Team, die Opfer von Gewalttaten wurden, vielleicht nur knapp einem Mord entgangen sind, schwerste Arbeitsunfälle erlitten haben. Ob ihn das belastet, möchte ich am Ende noch wissen. „Ja, klar, in dem Moment denken auch wir Profis über diese Fälle nach. Auch einen Arzt, der so lange in dem Bereich arbeitet, lässt das nicht kalt. Und wenn man traumatherapeutisch arbeitet, muss man sich mit den Opfern identifizieren, muss sich einfühlen und den Vorgang mit deren Augen sehen“, sagt Gereon Heuft. Natürlich müsse er sich schützen. „Wir gehen im Grunde mit infektiösem Material um, deswegen müssen wir eine ausreichende Selbstfürsorge entwickeln. Es ist aber gleichzeitig wichtig, sich immer wieder berühren zu lassen, weil man sonst zynisch und abgestumpft wird.“

Über diese Straße fuhr der Attentäter auf die beiden Restaurants zu.



Auf der anderen Seite ist es für ihn wie für seine Kolleginnen und Kollegen einfach ein gutes Gefühl, den Menschen helfen zu können, die durch eine Tat oder ein Unglück geschädigt wurden. „Für ein Opfer bleibt so etwas immer ein Teil der Biografie, aber es wäre fatal, wenn zum Beispiel ein Attentäter auch später immer noch Macht über sie hätte“, sagt Heuft. „Dagegen arbeiten wir an. Und wir können so dafür sorgen, dass die Symptomatik nicht dauerhaft bleibt.“ —

Die Gesundheit der Menschen steht im Vordergrund



Münster

In den psychiatrischen Einrichtungen des LWL arbeiten mehr als 12.000 Beschäftigte

In Münster führt der LWL neben einer großen Klinik für psychisch kranke Menschen einen Wohnverbund, ein Pflegeheim und ein Rehabilitationszentrum. Rund 1.100 Beschäftigte sorgen im Jahr durchschnittlich für rund 6.500 Bewohner und Patientinnen. Prof. Dr. Meinolf Noeker arbeitet als LWL-Krankenhausdezernent nur wenige Kilometer von dem Standort entfernt. Er ist verantwortlich für insgesamt über 12.000 Beschäftigte, die jährlich mehr als 240.000 Menschen in stationären, teilstationären und ambulanten Einrichtungen behandeln.



LWL-Krankenhausdezernent Prof. Dr. Meinolf Noeker vor der LWL-Klinik in Münster.



» Wir unterstützen Menschen dabei, zurück in ihr Leben zu finden.«

„In meiner früheren Zeit als Psychotherapeut habe ich viele psychisch kranke Menschen und ihren Umgang mit Krankheit und Anderssein erlebt. Als LWL-Krankenhausdezernent höre ich von unseren Mitarbeitern Lebensgeschichten, die den Sinn unserer Arbeit spürbar machen. Eine hat mich besonders berührt. Eine junge Frau, nennen wir sie Melanie, die wegen einer Persönlichkeitsstörung vom Typ Borderline im LWL-Wohnverbund in Münster lebte, hat uns in einem bewegenden Brief ihre Dankbarkeit ausgedrückt. Sie war vier Jahre bei uns, wollte sich in der Anfangsphase mehrfach das Leben nehmen. Unsere Mitarbeiter hätten sie niemals aufgegeben, schreibt sie, und ihr dabei menschliche Nähe und professionelle Hilfe zugleich gegeben. Mittlerweile lebt Melanie wieder allein und will studieren. Für mich zeigt das Beispiel, was unsere Arbeit ausmacht: Wir unterstützen Menschen dabei, gestärkt zurück in ihr Leben zu finden – mit hohen professionellen Fähigkeiten, aber auch mit immens viel persönlicher Beharrlichkeit und Zuversicht, dass alles wieder besser werden kann.“

**LWL-Krankenhausdezernent
Prof. Dr. Meinolf Noeker**

Laboratorium für Literatur



Havixbeck

Das Center for Literature auf der Burg Hülshoff geht neue Wege

Die Burg Hülshoff in Havixbeck, nur 40 Fahrradminuten von Münster entfernt, ist ein hervorragendes Beispiel für die wunderschönen Wasserburgen und Schlösser im Münsterland. Wie wohl im 17. oder 18. Jahrhundert die Gärtner und Laufburschen oder auch die adligen Bewohnerinnen und Bewohner die idyllische Burg wahrgenommen haben, umgeben von einem Wassergraben und einer gepflegten Parkanlage? Unterschiedlichste Perspektiven müssen das gewesen sein, voller positiver und auch negativer Spannung zwischen den Begüterten und ihren Bediensteten.

Eine der Bewohnerinnen war die 1797 geborene Annette von Droste-Hülshoff, die vor allem posthum als Dichterin und Schriftstellerin bekannt wurde. Die Adels-tochter, die auch komponierte, verkehrte in künstlerischen Kreisen, lernte in ihrer Kindheit und als junge Frau viele kreative Menschen ihrer Zeit kennen, veröffentlichte selbst aber nur in einer Spanne von einem Jahrzehnt bis zu ihrem Tod im Jahr 1848 – darunter ihr bekanntestes Werk „Die Judenbuche“. Der Ruhm fiel ihr erst später zu, als Naturpoetin und westfälische Künstlerin, die die Welt um sich herum reflektierte.

Seit einigen Jahren ist etwas auf der Burg beheimatet, das Annette von Droste-Hülshoff wohl gefallen hätte, wenn es auch alles auf den Kopf stellt, was in ihrer Zeit so üblich war. Das **Center for Literature** hat 2018 Einzug gehalten, ein Laboratorium, das erforschen möchte, wie Literatur heute öffentlich zugänglich gemacht und vermittelt werden kann – in Zeiten des Internets und der sozialen Medien, in einer globalen Welt,

in der sich ständig alles verändert. Es geht um die Poetik des Publikums, um Shitstorms und Fake News. Das Center beschäftigt sich mit Queerness, Geschlechteridentitäten und Feminismus und kommuniziert ein- und nicht ausschließend, immer auf Englisch und Deutsch, immer mit dem Gendersternchen, um alle Geschlechter direkt mitzunehmen, auch im gesprochenen Wort. Mir erklärt das Dominik Renneke, der das Projekt „Lesebürger*innen“ leitet und mich heute mit einer von ihnen, Elisabeth Klempnauer, am Burgeingang empfängt. Sie beide wollen eines: Literatur verstehen, genießen, gemeinsam erleben.

Beide kennen sich gut aus mit dem Stoff, um den es geht. Dominik Renneke ist Germanist und Theaterwissenschaftler und er findet seinen Job so richtig gut, weil er alles Mögliche ausprobieren kann. Elisabeth Klempnauer beschäftigt sich schon ihr ganzes Leben lang mit Literatur, anfangs als Bibliothekarin, dann nach einer langen Suche, wie sie sagt, und einer Weiterbildung als Bibliothekarin. Dafür nutzt sie die Heilkraft der Sprache, um seelische Prozesse in Gang zu setzen. „Ich wollte mit Literatur umgehen, ohne dass diese produktorientiert sein sollte.“

Elisabeth Klempnauer gründete Schreibwerkstätten, entwickelte das „Green Writing“, das das Schreiben in und über die Natur zur Grundlage hat. Als sie 1997 nach Havixbeck zog, entdeckte sie die Burg Hülshoff für sich, „nur war dort außer dem Museum nichts“. Sie setzte

„Wir sprechen mit den Autoren, lesen vorher in ihre Bücher hinein, lernen ihren Lebenslauf kennen, streiten uns miteinander über die Story oder die Sprache.“

sich damals in den Park, unter die Statue der Droste, und dachte über ihren Umzug nach, über Ortswechsel und Reisen. „Annette hat genau das auch gemacht und deswegen habe ich ihr einfach mal einen Brief geschrieben“, erzählt sie.

Als das Center for Literature seine Arbeit aufnahm, fand Elisabeth Klempnauer den Ansatz gut. „Weil es viel weniger Distanz zwischen Publikum und Künstlern gibt“, sagt sie. Dominik Renneke nickt, genau darum gehe es eben. „Wir wollten weg von der klassischen Wasserglaslesung“, nennt er einen Begriff, der in der Welt der Literatur ein althergebrachtes Konzept beschreibt: Die Autorin sitzt am Tisch mit ihrem Buch, vor ihr steht ein Glas stilles Wasser, falls der Mund trocken wird, und noch weiter vor ihr sitzen die Gäste, ebenso still und unbeweglich.



Bei den „Lesebürger*innen“ – und überhaupt im Center for Literature – gibt es so etwas nicht. „Wir sprechen mit den Autoren, lesen vorher in ihre Bücher hinein, lernen ihren Lebenslauf kennen, streiten uns miteinander über die Story oder die Sprache“, erzählt Elisabeth Klempnauer. Die Grenzen zwischen Publikum und Kunstschaffenden schwinden also bei der Literatur, die sich im Center for Literature mit Performances, Tanz-, Musik-, Film- oder Medien- und Netzkunst-Projekten verbindet. Machen das alle Kreativen mit? „Wir suchen die Künstlerinnen und Künstler, die wir einladen, sehr genau

aus und die allermeisten finden das Konzept auch richtig gut, weil sie so stark gefordert werden“, sagt Dominik Renneke.

Ein weiterer Punkt, der Elisabeth Klempnauer begeistert, ist die Offenheit der Projekte. „Dominik gibt nie was vor, wenn wir gemeinsam arbeiten, es kommt alles aus der Gruppe. Nur wenn wir uns bewegen, bewegt sich auch etwas.“

Noch einmal zurück dahin, wie sich das Center for Literature präsentiert. Schreckt die hochmoderne, manchmal wissenschaftliche, manchmal popkulturell inspirierte Präsentation nicht die Menschen ab, die sich „einfach nur“ für Gedichte interessieren? Dominik Renneke verneint das, gerade das ergebe doch den Reiz. „Wir machen das literarische Erbe der Droste zugänglich, verknüpfen es mit Arbeiten von Gegenwartskünstlern und entwickeln es mit dem Publikum weiter und so bewahren wir es auch.“

Elisabeth Klempnauer sieht das genauso. „Die Spannung macht den Reiz aus. Für mich ist die Zusammenarbeit mit so vielen Menschen unglaublich befruchtend“, sagt sie. „Wir haben zum Beispiel einen Workshop per Zoom zur Gestalt des Golems gemacht. Da waren 16 Menschen aus ganz Europa dabei. So eine Vielfalt und Inspiration hätte ich doch sonst nie gefunden.“



Das Besondere im Kleinen finden



Münster

Das Alltägliche wird immer interessanter für die Wissenschaft

S. 257

An der Scharnhorststraße in Münsters Südwesten im Erdgeschoss und im vierten Obergeschoss sitzt die **Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen** vom LWL. Sie arbeitet eng mit den im Bereich der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie Beschäftigten der Uni Münster zusammen, die im selben Gebäude ihre Büros und Seminarräume haben. Im Eingangsbereich, neben der weit geschwungenen Wendeltreppe, kommt uns Christiane Cantauw entgegen. „Hallo, willkommen“, heißt es, dann bugsiert uns die Leiterin der Kommission direkt in einen hellen Bibliotheksraum. In der Mitte, direkt vor uns, steht ein großer, vollbeladener Tisch.

Ich schaue kurz drauf, sehe Briefe, Akten und Fotoalben. Christiane Cantauw lässt mich durchblättern und ich stelle fest, dass die Wissenschaftlerin mir einen sehr großen Gefallen getan hat. Sie hat für uns ein paar Archivalien einer Familie herausgesucht, die ausgerechnet aus Hagen stammt, meiner Heimatstadt. Jetzt blättere ich in den Alben. „Das kenne ich, wo ist das noch mal, ah, klar, der Bismarckturm. Oh, da, das Haus Staplack, da war ich mit meiner Mutter zum Geburtstagsessen. Und hier, die Elberfelder Straße, welche Nummer, 43? Da habe ich direkt gegenüber gewohnt, bevor ich zum Studieren die Stadt verlassen habe.“

Ja, Absicht war das nicht. Christiane Cantauw hatte einfach einen interessanten Nachlass herausgesucht und doch genau auf das hingewiesen, was ihr Fachgebiet so spannend macht: Die bildlichen und textlichen Erinnerungen, die eigentlich ein ganz normales Leben beschreiben, können auch bei denjenigen etwas bewegen, die die Menschen überhaupt nicht kannten. Gerade das Alltägliche, das „Normale“, zeigt, wie Menschen gelebt haben, wie sie fühlten, wie sie dachten, was ihnen wichtig war.

Die ersten Bilder in der umfangreichen Sammlung stammen von Hermann Tell, der um 1900 in Danzig geboren wurde und in Hagen ein eigenes Fotostudio hatte. Hermann Tell fotografierte Opernaufführungen im Theater Hagen, die bergige Natur rund um die Stadt, die sich in drei Täler ausbreitet, den Alltag auf den Straßen, Besuche von politisch Verantwortlichen – und er lichtete ebenso umfangreich seinen Sohn Wilhelm ab (ja, der hieß wirklich Wilhelm Tell), in lustigen Kostümen oder ernsthaften



„Wir können an den Archivalien Stimmungen und Veränderungen ablesen und einen wichtigen Teil der Geschichte mitschreiben.“

Verkleidungen. Dieser Humor macht die Zeit vor 120 Jahren so nahbar. Dieser Sohn, der später Gewerbeschullehrer wurde, erbt die Leidenschaft des Vaters und fotografierte ebenfalls. Auch hier sind die Posen, wenn sich Gattin Lotte, geborene Lang, im Jahr 1934 vor das Kunstgewerbemuseum in Köln stellt, dieselben wie heute.

Wilhelm und Lotte lernten sich in der Städtischen Malerschule – Kunstmaler, nicht Anstreicher – in Hagen kennen, Schwiegervater Alfred Lang war Opernsänger, die Schwiegermutter stammte aus der Familie Spilhaczek, die auf fahrenden Bühnen spielte. Enkel Peter verschlug es nach Havixbeck in der Nähe von Münster, er gab die Unterlagen der Kommission. Warum? „Weil er wie viele andere in der Generation den Eindruck hat, dass dieses Erbe verloren ginge, wenn er es nicht uns geben würde“, sagt Christiane Cantauw.



Christiane Cantauw (l.), Leiterin der LWL-Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen, erforscht mit ihrem Team die Alltagskultur in Westfalen-Lippe.



Zehn Beschäftigte (inklusive Studierende) hat die Einrichtung, die von mehr als 70 wissenschaftlich Tätigen etwa aus Hochschulen und Museen aus der Region ehrenamtlich unterstützt wird. „Ein westfälisches Wissensreservoir“ nennt es Christiane Cantauw, die sich ansonsten auf das eine, klar erkennbare Westfalen in ihrem Forschungsgebiet nicht festlegen möchte. Wie, Westfalen gibt es also gar nicht? Christiane Cantauw und ein paar Mitglieder ihres Teams sitzen am Tisch, sie schauen in die Runde, lächeln, „das ist eine Frage, die so einfach nicht zu beantworten ist“. Dutzende Definitionen gebe es dafür. „Westfalen ist im Kern ja nur eine politische Einheit“, sagt ein Kollege. „Gesellschaftlich und historisch betrachtet ist Westfalen auf jeden Fall sehr heterogen und in Zeiten der Globalisierung auch fluide“, ergänzt eine Kollegin. Wie schon immer übrigens, weil Ein- und Auswanderung schon seit Jahrhunderten zur Region gehören.

Die Kommission wertet in immer neuen Projekten die Archivalien aus, zeigt zum Beispiel an Feldpostbriefen, dass Krieg auch einen Alltag hatte, kümmert sich um alles, was die Menschen in ihrem Leben beschäftigt, wie sie feiern und trauern, arbeiten und auch ihre Freizeit genießen. „Wir können daran Stimmungen und Veränderungen ablesen und einen wichtigen Teil der Geschichte mitschreiben, weil wir die Menschen in den Blick nehmen“, sagt die Leiterin der Kommission.



Die Kommission arbeitet mit schriftlichen Quellen wie Büchern, aber auch mit Fotoalben aus privaten Nachlässen.



„Die einzelnen Subregionen wie das Sauerland, das Siegerland, das Ruhrgebiet, Ostwestfalen-Lippe oder das Münsterland haben regionale Besonderheiten, es gibt natürlich auch viel Verbindendes“, sagt Christiane Cantau dann. Oft hätten Menschen in größeren Industriestädten wie Bielefeld und Dortmund viel miteinander gemein, weil sie in einem ähnlichen Milieu lebten, obwohl die Region eine andere ist. Das gelte auch für Menschen auf dem Land. Charaktereigenschaften seien aus der regionalen Herkunft aber eher nicht abzuleiten. —

SOZIALES

Gemeinsam arbeiten, mit und ohne Behinderungen



Altenberge
In Westfalen-Lippe gehört an vielen Stellen die Inklusion zum Arbeitsalltag dazu



LWL-Sozialdezernent Matthias Münning beim Fahrradhersteller Velo de Ville in Altenberge.

Der Fahrradhersteller Velo de Ville ist einer von rund 170 Inklusionsbetrieben, in denen Menschen mit und ohne Behinderungen zusammenarbeiten. Bei dem Unternehmen in Altenberge, das vor mehr als 50 Jahren gegründet wurde, sind 18 Menschen mit Behinderungen in der Produktion und in der Werkstatt beschäftigt. Der LWL finanziert diese Arbeitsplätze mit. Matthias Münning schaut sich regelmäßig an, welche innovativen Konzepte die Unternehmen dabei entwickeln. Nur so können der LWL-Sozialdezernent und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das Engagement und die Hilfen für die Menschen mit Behinderungen punktgenau planen und umsetzen.



**»Wir senken
Barrieren, machen
Wege frei und
unterstützen
Arbeitgeber und
Arbeitnehmer.«**

„Alle Menschen haben die gleichen Rechte, wenn es um das Wohnen, die Arbeit oder die Freizeit geht – auch Menschen mit Behinderungen. Die Wirklichkeit sieht allerdings oft noch anders aus. Nehmen wir das Beispiel Arbeit: Wir haben auch in Westfalen-Lippe noch keinen offenen und inklusiven Arbeitsmarkt. Menschen mit Behinderungen finden viel zu selten einen Job, den sie machen möchten und in dem sie ihre Fähigkeiten zeigen können. Sie sind im Schnitt auch öfter arbeitslos als Menschen ohne Behinderungen. Die Teilhabe am Arbeitsleben ist uns aber besonders wichtig – und deswegen setzen wir uns mit aller Kraft dafür ein. Menschen mit Behinderungen haben das Recht, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen.“

**LWL-Sozialdezernent
Matthias Munning**



NATURSCHUTZ

Darauf einlassen und staunen



Recke

Rund um das Heilige Meer
die Natur in allen Facetten
entdecken

Natur, ja klar, die gibt es in Westfalen-Lippe überall. Was soll dann ein 100 Hektar großes Naturschutzgebiet im Tecklenburger Land schon zu bieten haben? Im Südwesten der Gemeinde Recke, das wiederum knapp zehn Kilometer entfernt von Ibbenbüren liegt, wartet eine Überraschung.

Direkt neben dem kleinen Parkplatz liegt ^{s. 256} das Bildungs- und Forschungszentrum Heiliges Meer. Dort treffen wir Heinrich Terlutter. Der grauhaarige Biologe leitet die Außenstelle des LWL-Museums für Naturkunde und er ist, wie es sich gehört, ein Naturmensch aus Überzeugung, der sich auch in seiner Freizeit mit

seinem Thema beschäftigt. Er ist Käferexperte, kann 3.500 Arten mit Namen bezeichnen. Ich glaube das nicht, ich kann gerade mal Marien- und Maikäfer identifizieren, aber Terlutter kennt wirklich alles, was hier krecht und fleucht.

Nur 200 Meter neben der Bundesstraße zum Beispiel ist ein kreisrunder Tümpel zu sehen, daneben ein etwas größerer Teich, wieder ein paar Meter weiter ein idyllischer See, ringsum zugewachsen, postkartenwürdig. „Das sind die Erdfallseen“, sagt Terlutter ganz selbstverständlich. „Sie sind jeweils in wenigen Stunden entstanden, weil sich der Untergrund verändert hat.“ Wie bei einer Eieruhr hatten sich vor mehr als 100 Jahren Sand-schichten unter der Erde in tiefere Regionen bewegt, sodass oben eine Vertiefung entstand, die sich wieder mit Grundwasser füllte.

Direkt am großen See, der 1913 wie aus dem Nichts auftauchte, bleibt Terlutter stehen. Er erzählt von den Säugetieren in dem Gebiet – gleich 40 Arten gibt es von Fledermäusen über Wildkaninchen bis zu Füchsen, Mardern oder Bisamratten –, von Dutzenden von Libellen- und Hunderten von Vogelarten, Käfern selbstverständlich auch.



Heinrich Terlutter (l.) und Albert Hoppe kennen die Flora und Fauna rund ums Heilige Meer in- und auswendig.



Auf 100 Hektar erstreckt sich das Naturschutzgebiet, in dem es zig verschiedene Pflanzen- und Tierarten gibt.

Die Pflanzenwelt ist ebenfalls spannend. „Hier, riechen Sie mal an diesen Blättern! Das ist Gagel, eine Zutat des sogenannten Grutbiers, das früher gebraut wurde. Anstelle des Hopfens nahm man eben verschiedene Kräuter.“

Albert Hoppe wartet auf uns, ein paar Hundert Meter weiter, an einer Weide. Der 72-Jährige lehnt an einem Zaunpfosten, er hat alle Zeit der Welt, so scheint es. Er ist der Schäfer der Heidschnuckenherde, die entfernt auf einer riesigen Weide steht. Hoppe sagt nicht viel, stiller Westfale eben, aber als er einmal laut „komm, komm, komm“ ruft, passiert einiges. Die Herde, angeführt vom etwas störrischen Bock Moritz, kommt angerannt, mit fliegendem Winterfell. „Das sind unsere Rasenmäher“, sagt Hoppe, „die fressen hier alles weg und nur so kann die Heide leben.“



Als Schäfer betreute Albert Hoppe die Heidschnuckenherde über mehrere Jahre, nun geht er in den Ruhestand.

Große Worte und mit Recht, denn die 30 Muttertiere, 30 Lämmer und zwei Böcke füttern aufkommende Gehölze, Gräser, das Heidekraut. Wenn sie nicht wären, würde hier schon lange wieder Wald wachsen. Die Heidschnucken – beziehungsweise ihre Vorgänger – grasen hier seit den 1960er-Jahren. Hoppe sorgt in diesem Sommer zum letzten Mal für die Herde. Der Frührentner hatte die Heidschnucken als 450-Euro-Kraft betreut – und im Bundesfreiwilligendienst, ja, auch das geht im höheren Alter. Nun will er endgültig in den Ruhestand gehen. Wobei: „Ich werde meinen Nachfolger natürlich gerne noch einarbeiten und auch sonst ab und zu hier nach dem Rechten sehen“, sagt er mit ruhiger Stimme. Hoppe hängt noch an den Tieren, so einfach will er nicht loslassen, das merkt man sofort. Er begibt sich mitten hinein in die Wollknäule, klopft einem Schaf auf den Rücken,

streichelt eines der schon groß gewachsenen Lämmer, die im April zur Welt gekommen sind. „Naja, alles hat nun mal ein Ende, aber ich kann ja immer wieder hierhin kommen und schauen, was passiert“, sagt er noch.

Wir gehen zurück zum Bildungszentrum und machen vorher noch einen Abstecher zum Heiligen Meer. Ganz ruhig liegt es da, das größte natürlich entstandene Binnengewässer Westfalens, das ebenfalls eine Geschichte verbirgt: „Hier soll der Legende nach ein Kloster gestanden haben, in dem es die Mönche mit der Frömmigkeit nicht so genau genommen haben sollen“, erzählt Heinrich Terlutter uns noch. Zur Strafe soll das Kloster in den Boden gesunken sein, danach sei der See entstanden. In Wirklichkeit ist natürlich auch hier der Boden eingesunken, schon vor mehr als 1.000 Jahren – aber irgendwie gefällt mir die Mönchsgeschichte besser. —



KOMMUNALER BESITZ

Der Wald als Wirtschaftsgut



Vreden

Ein Spagat zwischen Forstwirtschaft, Naturschutz und den Bedürfnissen der Bevölkerung

Als Andreas Lill aus seinem Auto steigt, muss ich erst mal einen Schritt zurücktreten. Der große Mann in der dunkelgrünen Arbeitshose, beigem Hemd und dunkelgrüner Weste ist das, was man sich vorstellt, wenn man an einen hart arbeitenden Kerl denkt, der seit seiner Kindheit viele Stunden in der Natur verbringt.

Ein wenig stimmt das auch. Andreas Lill ist studierter Forstwissenschaftler, der für Privatpersonen, Land und Kommunen Wälder betreut. Hier im Kreis Borken, nördlich der Kreisstraße 19 zwischen Vreden und Ameloe, kümmert er sich um einen der **Waldbestände**, die dem LWL gehören. Der Verband besitzt 17 Forststandorte, die zwischen 2,9 und 600 Hektar groß sind. Der in Borken ist der größte, insgesamt sind 25 Prozent

§. 259



Westfalens mit Wald bedeckt. Lills Job hat wenig damit zu tun, was Förster in Filmen so machen: in grüner Uniform mit Hut auf dem Kopf und Rauhaardackel an der Leine Wilderer fassen.

Der Verband besitzt 17 Forststandorte, die zwischen 2,9 und 600 Hektar groß sind.

Lill sorgt dafür, dass das Wegenetz in Schuss ist, damit den Erholungsuchenden beim Spaziergang nichts passiert und die Forstmaschinen überall hinkommen. Er prüft den Baumbestand und erstellt digitale Forstbetriebskarten. Außerdem plant Lill, wie Wälder zu nutzen und zu verjüngen sind. Seine Aufgaben sind, so sagt er, manchmal ein „Spagat zwischen Forstwirtschaft, Naturschutz und den Bedürfnissen der Bevölkerung“. Eine große Herausforderung ist auch der Handel mit dem Holz, einem nachwachsenden Rohstoff, der für die Wirtschaft enorm wichtig ist. Allein in Nordrhein-Westfalen arbeiten in der Forst- und Holzwirtschaft rund 160.000 fest angestellte Fachleute. Die Holzpreise sind momentan im Keller. Der Grund dafür: Der Orkan „Friederike“ im Jahr 2018 hatte große Mengen an Bäumen umgeworfen. Hinzu kamen besonders niederschlagsarme Jahre und sehr trockene Sommer. Beides befördert die Ausbreitung des Buchdruckers, der in kürzester Zeit große Flächen vernichten kann.



Wenn er einen Befall sieht, muss er konsequent handeln. In Borken zum Beispiel kommen wir zu einer Lichtung, auf der auf 200 Meter Länge kein Baum mehr steht. Am Boden liegen kreuz und quer die Äste, nur in der Mitte ist ein schmaler Streifen zu sehen, auf dem Douglasien wachsen. „Die Fichten, die hier standen, haben wir geschlagen. Wir hoffen, dass die Borkenkäfer sich so nicht weiterverbreiten können.“



Der fünf Millimeter lange Borkenkäfer ist für alle Forstverantwortlichen einer der Hauptschädlinge. Er vermehrt sich unglaublich schnell. Meistens kommen zwei, in manchen Jahren auch mal bis zu vier Generationen in einem Jahr auf die Welt. „Der Buchdrucker fällt vor allem die mittelalten bis alten Fichten an, die für die Holzwirtschaft besonders wichtig sind“, erzählt Andreas Lill.

Es gibt auch Positives. Auf der Lichtung führt Lill uns zu einem Ameisenhaufen, zeigt mit einem Finger auf einen Specht, der an einer Buche sitzt. Ein paar Hundert Meter weiter ist dann zu sehen, wie es mit den Wäldern weitergehen kann. In regelmäßigen Abständen sind Setzlinge im Boden angegangen, die zu hohen Fichten wachsen werden. An einer anderen Stelle haben Lohnunternehmer in Lills Auftrag Douglasien, Buchen, Küstentannen und Kiefern gesetzt.

„Wir versuchen, wie alle Förster, eine möglichst große Vielfalt an Bäumen zu pflanzen, um die Biodiversität zu fördern“, erklärt Lill seine Arbeit. „Gleichzeitig müssen wir auch darauf achten, dass wir den Wald so aufbauen, dass er möglichst effizient und nachhaltig genutzt werden kann – denn nur so können wir ihn erhalten.“ Monokulturen, Plantagen, so etwas finden wir hier nicht mehr, dennoch müssen die Harvester – das sind die Erntemaschinen – in kürzester Zeit Flächen abholzen und dabei sämtliche Holzsorten und -schnitte sortieren können. Aus Fichten etwa entstehen je nach Länge und Dicke Bauholz, Paletten, Spanplatten oder auch Papier.



Als studierter Forstwissenschaftler betreut Andreas Lill Wälder für Privatpersonen, Land und Kommunen.

Wenn man mit Lill redet, wird einem einiges klar über den Wald. Zum Beispiel auch, wie langfristig das Geschäft ist. Die Bäume, die er setzen lässt, wird er niemals fallen sehen – sie stehen oft mehr als 100 Jahre im Wald. Der Förster nennt das Nachhaltigkeit: nur so viel zu nutzen, dass auch die Nachfahren immer wieder dasselbe ernten können. In Deutschland, wo diese Form der Holzwirtschaft seit mehr als 300 Jahren betrieben wird, klappe das übrigens recht gut, Deutschland habe einen der höchsten Waldzuwächse weltweit.



„Wir versuchen, wie alle Förster, eine möglichst große Vielfalt an Bäumen zu pflanzen, um die Biodiversität zu fördern.“

Zum Job gehört, alleine zu sein. Vielleicht hatte der romantische Filmförster auch deswegen immer den Dackel dabei. „Es schadet nichts, wenn man gut für sich sein kann. Ich genieße es immer wieder, so viel draußen zu sein“, bestätigt Andreas Lill dann doch ein Bild vom Förster. Im Borkener Forst kommt sogar noch ein Schuss Romantik hinzu. Am Ende unseres Besuchs gehen wir zum „Schwatten Gatt“, einem Naturschutzgebiet am Rande des Waldes. Hinter einem Holzbohlenweg liegt ein Gewässer, das fast vollständig von weißen Seerosen bedeckt ist. Drumherum liegt ein Kiefernwald, der vor rund 100 Jahren gepflanzt wurde und mit Stieleichen und Birken durchsetzt ist, dazwischen hellgrüne Moose und Farne. Ein Wald wie aus dem Bilderbuch. —



LWL-Maßregelvollzugsdezernent Tilmann Hollweg auf der Startbahn des ehemaligen NATO-Flugplatzes in Hörstel, auf dem eine neue Forensik entstehen wird.

MASSREGELVOLLZUG

Eine neue Forensik für Westfalen-Lippe




Hörstel

Ein Klinikneubau entsteht auf einem ehemaligen Flugplatz

Tilmann Hollweg steht auf der Startbahn des ehemaligen NATO-Flugplatzes im Norden der Stadt Hörstel. Der LWL-Maßregelvollzugsdezernent ist beeindruckt von dem weitläufigen Gelände, auf dem in den Zeiten des Kalten Krieges Starfighter- und später dann Phantom-Flieger stationiert waren. Hier wird nun das Land Nordrhein-Westfalen in den kommenden Jahren auf rund sechs Hektar eine Maßregelvollzugsklinik bauen, die der LWL betreiben wird – neben den sechs bestehenden forensischen Kliniken in Stemwede-Haldem, Lippstadt-Eickelborn, Marsberg, Dortmund, Herne und Rheine. Auf der restlichen Fläche in Hörstel sollen zudem ein Gewerbegebiet und ein Energie- und Innovationspark entstehen.

„Der Maßregelvollzug hat eine große und oft auch herausfordernde Aufgabe: Wir betreuen Menschen, die wegen einer psychischen Krankheit oder einer Suchterkrankung straffällig geworden sind. Dabei stehen Therapie und Rehabilitation im Vordergrund. Sie schützen ebenso wie die starken Sicherheitsvorkehrungen in unseren Kliniken die Allgemeinheit. In den vergangenen Jahren ist die Anzahl der Patientinnen und Patienten stark gestiegen, weil die Gerichte immer öfter suchtkranke Straftäter in den Maßregelvollzug schicken. Für die geplante neue Maßregelvollzugsklinik in Hörstel suchen wir den Dialog mit den Bürgerinnen und Bürgern und informieren offen über unsere Arbeit. Denn ein erfolgreicher Maßregelvollzug ist nur möglich, wenn die Gesellschaft ihn akzeptiert.“

**LWL-Maßregelvollzugsdezernent
Tilmann Hollweg**



**» Ein erfolgreicher
Maßregelvollzug ist
nur möglich, wenn
die Gesellschaft ihn
akzeptiert.«**

SUCHT- UND JUGENDHILFE

International vernetzt für Westfalen



Münster

Den Austausch mit
Projekten aus ganz
Europa fördern

S. 262 ↗

Dr. Gaby Bruchmann leitet die **Koordinationsstelle Sucht des LWL**. Heute ist sie auf dem Weg nach Enschede. Bevor der Zug einfährt, erklärt sie, warum sie als Mitarbeiterin des LWL in die Niederlande reisen muss. „Das ist eher ungewöhnlich, aber manchmal nötig“, sagt Gaby Bruchmann, die sich neben anderen Aufgaben um innovative Projekte in der Drogen-, Sucht- und Jugendhilfe kümmert. Deswegen die Reise: Ihr Team ist fortwährend dabei, Ideen, Methoden und Erfahrungen aus dem In- und Ausland zu analysieren und auf Westfalen-Lippe

herunterzubereiten – oder eben auch Impulse in andere Länder zu geben.

„Wir arbeiten seit mehr als einem Vierteljahrhundert mit Partnern in ganz Europa zusammen. Insgesamt waren das rund 25 europäische Projekte, von denen Zehntausende vor allem junge Menschen profitiert haben.“ Die Koordinationsstelle Sucht erkennt Trends und Probleme und sucht die guten Initiativen.



Von ihren Reisen bringt Dr. Gaby Bruchmann immer wieder Inspirationen für ihre Arbeit für Westfalen-Lippe mit.



„Diese passen wir dann den rechtlichen und kulturellen Rahmenbedingungen sowie den Gesundheits- und Sozialsystemen in den einzelnen Ländern an“, sagt Gaby Bruchmann. „Wir entwickeln aber auch gemeinsam mit den Partnern neue Lösungen, unterstützt von der EU sowie den Landes- und Bundesministerien.“

Ein Projekt ist etwa „FreD“. Dahinter verbirgt sich das Programm „Frühintervention bei erstauffälligen Drogenkonsumenten“. Wenn Jugendliche zu viel Drogen nehmen oder Alkohol trinken und damit in Schulen, in der Ausbildung oder auch der Polizei auffallen, können sie an einem Kursus teilnehmen, um nicht in die Sucht abzugleiten. „FreD wird mittlerweile in ganz Deutschland an 200 Standorten und mit 400 Trainerinnen und Trainern eingesetzt, außerdem gibt es Kurse in vielen weiteren europäischen Ländern.“ In Enschede wird Gaby Bruchmann ein Treffen von „euro net“ besuchen, dem europäischen Netzwerk für praxisorientierte Suchtprävention. „Wir sprechen oft per Telefon und Videokonferenz, aber ab und zu ist es eben nötig, dass wir uns auch treffen“, sagt Gaby Bruchmann.

„Es wäre ja Quatsch, wenn jeder alles für sich erfinden müsste, wenn es doch so viele gute Ideen gibt.“

Vor ihrem derzeitigen Job arbeitete sie in der Krankenhausplanung beim LWL an suchtmedizinischen oder psychiatrischen Themen. Das hilft bei der Arbeit, sagt sie, etwa beim aktuellen Projekt „Tandem“, das die Sucht- und Behindertenhilfe zusammenbringt. Je weiter die Inklusion für Menschen mit Behinderungen voranschreitet, umso mehr Möglichkeiten wird es auch für Menschen mit geistigen Einschränkungen geben, Drogen zu nehmen. „Für dieses Problem gibt es in den Niederlanden gute Konzepte, die wir nach Deutschland übertragen.“

Ihr Zug fährt ein. Das Lernen voneinander steht immer im Vordergrund, sagt sie noch, während sie sich schon verabschiedet. „Es wäre ja Quatsch, wenn jeder alles für sich erfinden müsste, wenn es doch so viele gute Ideen gibt.“

KAPITEL 4

Ostwestfalen- Lippe



KAISER-WILHELM-DENKMAL

Das Tor nach Westfalen



Porta Westfalica

Ein beeindruckendes Bauwerk aus der Zeit der Preußen

Majestätisch und weithin sichtbar erhebt sich das Bauwerk oberhalb der Weser – und erfüllt damit genau den Zweck, den sich die Erbauer überlegt hatten: Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica ehrt den namensgebenden ersten deutschen Kaiser. Nach dessen Tod entstanden überall im Deutschen Reich Erinnerungsorte, so auch hier, am „Tor nach Westfalen“. Die Eröffnung 1896 feierte die Region mit Hunderten von Ehrengästen, unter anderem mit Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria.

Mit einer bei klarem Wetter unglaublich guten Aussicht und seiner großen Geschichte entwickelte sich der Ort zu einem touristischen





Der Eingang zum Besucherzentrum und zum Restaurant fügt sich in die Architektur der Ringterrace ein.



Ziel, das in den 1990er-Jahren allerdings etwas weniger gefragt war. Seitdem der LWL als Eigentümer das Denkmal zwischen 2013 und 2018 sanierte, steigen die Besuchszahlen wieder stark an. Einen großen Anteil daran haben auch das Panoramacafé und das moderne Informationszentrum, in dem die Gäste die Geschichte der Region erfahren können: von den Römern in Germanien über preußische Denkmalkultur bis zur Zwangsarbeit in der NS-Zeit in den Stollen direkt unter dem Monument. Heute ist die Westfälisch-Lippische Vermögensverwaltungsgesellschaft mbH Denkmaleigentümerin. ■



Von unten sieht der Kaiser gar nicht so groß aus – das Standbild ist aber sieben Meter hoch.

LWL-PREUSSENMUSEUM MINDEN

Wie viel Preußen steckt in Westfalen?



Minden

Ein neues Museum denkt
ein traditionsreiches Thema
ganz anders

Preußen, ja, was weiß ich darüber noch aus dem Studium? Großmacht, die Friedrichs und die Wilhelms und die Friedrich Wilhelms – und natürlich Bismarck –, Wiener Kongress, Märzrevolution und Reichsgründung, preußische Tugenden wie Pünktlichkeit und Gehorsam, dazu Militarismus und Sozialgesetzgebung und jede richtige Historikerin, jeder richtige Historiker weiß es besser.

Was die alten Preußen, wie man so schön sagt, für uns bedeuten, wollen wir in Minden klären. Was uns erwartet: ein Museum, das LWL-Preußenmuseum Minden* nämlich, und seine neue Leiterin. Als wir die Stadt erreichen, sehe ich hochherrschaftliche Häuser, die ich hier nicht erwartet

*S. 263



hätte. Minden war Garnisonsstadt und wichtiger Verwaltungsstandort der Preußen und hat auch viele Bauwerke der Weserrenaissance aus dem 19. Jahrhundert vorzuweisen. Als wir schließlich fast beim Museum ankommen, bin ich noch mal überrascht. Im Osten liegt ein großes Bürogebäude, in dem – wie ich später erfahre – früher das Lazarett der Preußen war, im Westen finden wir die größte freie Fläche, die ich seit Langem in einer Stadt gesehen habe. Über zehntausend Quadratmeter erstreckt sich der Simeonsplatz, den die Preußen früher zum Exerzieren genutzt haben. Und am westlichen Ende, vor Kopf sozusagen, liegt das Preußenmuseum, ein 100 Meter langer Bau, in dessen Mitte wir eine weiße Doppeltür sehen, über der in goldenen Großbuchstaben der Name und das Fertigstellungsdatum des Gebäudes stehen. 1829 entstand hier die preußische „Defensions-Caserne“ und heute treffen wir dort, wo früher die Hacken knallten und die Befehle hallten, Dr. Sylvia Necker.

Den Simeonsplatz vor dem
Preußenmuseum nutzte
die preußische Armee
früher zum Exerzieren.

„Herauszufinden, was noch an Preußen in uns steckt“, ist einer der Beweggründe für die Arbeit von Museumsleiterin Sylvia Necker.



Die Leiterin des Museums hat diesen Job seit August 2019 und ist seitdem auch für das LWL-Besucherzentrum im Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica sowie das Netzwerk „Preußen in Westfalen“ verantwortlich, zu dem sich knapp 60 Museen, Archive, Bibliotheken und touristische Einrichtungen zusammengeschlossen haben. Die promovierte Historikerin forschte zu Themen wie Architektur oder Städtebau des 20. Jahrhunderts, zum Nationalsozialismus sowie zur jüdischen Geschichte, kuratierte die neue Dauerausstellung in der Dokumentation Obersalzberg mit – und ist nebenbei unter anderem Klangwerkerin, die avantgardistische Projekte umsetzt. Allein das ist ungewöhnlich und auch ihr dunkelblauer

Hosenanzug, ihre braune Bluse und die Hornbrille sowie ihr knallroter Lippenstift machen sie quasi zur Antithese eines pickelhäubigen Preußen.

Obwohl – sie möchte in dem Museum genau das klären: „Herauszufinden, was noch an Preußen in uns steckt“, sagt sie, sei einer ihrer Beweggründe für die Arbeit in Minden und dafür ist sie auch gerne aus Hamburg hierhin gekommen. Und was ist an Sylvia Necker preußisch?

Dr. Sylvia Necker leitet das LWL-Preußenmuseum in Minden.

Sie erzählt ihre Geschichte: „Mein Urgroßvater hieß Wenzel Severa und stammte aus Příkladka, deutsch Pschiluk, das etwa 160 Kilometer östlich von Prag im heutigen Tschechien liegt. Er war Maßschneider und ließ sich um 1900 in Köln nieder.“ Irgendwann wollte der Mann dazugehören zu den Menschen in seiner neuen Welt. „Er beantragte die preußische Staatsangehörigkeit, die ihm durch eine ‚Naturalisationsurkunde‘ am 27. März 1910 verliehen wurde.“

Mit der Geschichte ihres Urgroßvaters erfahre ich nicht nur eine Familienstory, sondern bekomme auch eine Idee von den großen Themen. „Migration und Identität gehören zu den Kernthemen der preußischen Geschichte“, sagt die Museumsleiterin. „Mein Urgroßvater etablierte sich in Köln mit einem Maßschneidergeschäft, das seine Kinder und Enkel bis nach dem Zweiten Weltkrieg als Kürschnergeschäft in Köln weiterführten. Im Jahr 1929 dann kommt ein junger Mann aus Breslau dorthin und übernachtet im Haus meiner Urgroßeltern.“



Das war ihr Großvater. „Ein typischer Arbeitsmigrant, der sein Glück in Preußen suchte.“ Er fand dort zwar keine Arbeit, aber seine spätere Ehefrau Mathilde, die Großmutter von Sylvia Necker. Der Großvater wird 1939 in die Wehrmacht eingezogen, kommt erst 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Er und Mathilde haben vier Kinder, unter anderem die Mutter von Sylvia Necker.

„Meine Großmutter und die Kinder landeten nach dem Krieg in Bayern.“ Dort führten sie ein Leben in der Fremde, wurden als „Flüchtlinge“ beschimpft. „Das ist wieder ein Thema, das wir auch heute noch sehen.“

Die Familie bleibt mobil, Sylvia Neckers Mutter arbeitet in London und Paris als Au-pair, zieht von Nürnberg nach Stuttgart, gemeinsam mit ihrem Mann nach Frankfurt am Main, wo auch Sylvia Necker geboren wird. „Dann ging es nach Kirkel bei Saarbrücken und schließlich nach Karlsruhe, wo ich aufwuchs.“ Für Studium und Beruf zieht Sylvia Necker nach Hamburg, Kiel, Berlin, Linz, München, Obersalzberg, Frankfurt am Main und zuletzt Nottingham in Großbritannien. „Auch wegen dieser langen Geschichte bin ich in dem Bewusstsein aufgewachsen, dass Freunde und Verwandte oft weit weg leben und dass Heimat nicht an einen Ort gebunden sein muss und Identität nur bedingt an Herkunft und Ort geknüpft ist.“

Allein das Unterwegssein, die verschiedenen Herkünfte zu erleben, einzubeziehen und dennoch bei sich zu bleiben, so interpretiert es Sylvia Necker, ist etwas Preußisches, das in vielen von uns steckt. „Preußen war kein homogener Staat, der immer auf der Stelle trat und in dem immer dieselben Menschen lebten. Es gab viele Migrationsbewegungen, die sich aus ganz unterschiedlichen Gründen vollzogen“, sagt sie, „und das wollen wir zeigen.“

Ihr Ansatz mit dem Museum klingt anspruchsvoll. „Wir zeigen 400 Jahre deutscher Kultur- und Sozialgeschichte, bei der es aber eben nicht mehr nur um die Herrscher und das Militär gehen wird. Ich will preußische Geschichte in die Gegenwart bringen, daran große Themen mit hohem Aktualitäts- und politischem Bezug

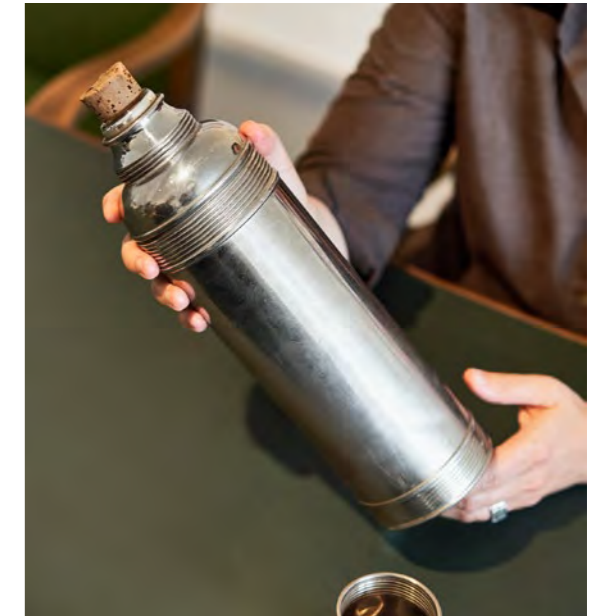
Im Preußenmuseum finden sich spannende Ausstellungsstücke, die die Geschichte wieder aufleben lassen.



verdeutlichen und gleichzeitig das zeigen, was wir noch gar nicht kennen.“ Die Frauen zum Beispiel: „Preußen ist sehr männlich, wenn wir uns die bisherige Geschichtsschreibung anschauen, wir wollen auch die weiblichen Köpfe der Geschichte in den Vordergrund rücken“, sagt Sylvia Necker.

Dazu gehört auch das alltägliche Leben der vordergründig weniger bedeutenden Frauen. Die Museumsleiterin sucht auf einem Rollwagen, den ihr Kollege für uns hereingebracht hat, nach einem Ausstellungsstück: eine Urkunde für ein Dienstmädchen, das exemplarisch für die Rolle eines Großteils der weiblichen Bevölkerung am Ende des 19. Jahrhunderts steht. Anschließend nimmt sie eine Thermoskanne in die Hand, die auf den ersten Blick auch heute noch produziert werden könnte.

„Preußen ist sehr männlich, wenn wir uns die bisherige Geschichtsschreibung anschauen, wir wollen auch die weiblichen Köpfe der Geschichte in den Vordergrund rücken.“





Gegenstände aus dem alltäglichen Leben erzählen viel von der Geschichte der preußischen Bevölkerung.

Beim zweiten Hinsehen ist zu erkennen, dass das gute Stück uralt ist. „Reinhold Burger hat seine Erfindung schon 1903 beim Kaiserlichen Patentamt schützen lassen“, erzählt Sylvia Necker. Alltagsgegenstände wie diese – oder auch ein Standard-Tafelservice der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin – sollen zeigen, wie es in Preußen im Alltag zuging.

Warum die Preußen überhaupt in Minden waren, und dann noch so massiv, möchte ich wissen. „Sie kamen im 17. Jahrhundert und Minden war seither ein Scharnier zwischen den preußischen Territorien im Westen und dem preußischen Kernland Brandenburg. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Minden mit der Cölln-Mindener Eisenbahn zu einem Verkehrsknotenpunkt. So entstand eine große Verwaltungsstruktur in der Stadt mit

Militärbauten, einem Lazarett und der Defensionskaserne am Simeonsplatz, an der um 1900 zeitweilig bis zu 1.000 Soldaten stationiert waren“, erzählt Sylvia Necker, die den kleinen Bahnhof der Stadt selbst relativ häufig benutzt, um für ihre Arbeit andere Museen zu besuchen und auch das Netzwerk „Preußen in Westfalen“ aufzubauen. Sie hat große Pläne, will mehr Menschen vernetzen, mit dem Museum ein Anziehungspunkt für die Region werden und als „außerschulischer Lernort“ fungieren.

Wenn es etwa um das Thema Migration geht, soll nicht nur die Geschichte von protestantischen Glaubensflüchtlingen wie Hugenotten oder Salzburgern gezeigt werden, die in Preußen Asyl bekamen. „Wir haben engen Kontakt zu den Integrationsbeauftragten des Kreises und der Stadt und wollen das Thema der Geflüchteten auch in der Gegenwart aufnehmen“, sagt Sylvia Necker. Die so ganz von typischen Insignien nicht lassen kann: Ihr Team hat ihr zum Geburtstag eine Pickelhaube aus blauem Kunststoff geschenkt – Preußisch Blau. —

Das Museum soll ein Anziehungspunkt für die Region werden.



Die blau lackierte Pickelhaube aus Kunststoff ist ein Blickfang im Büro von Dr. Sylvia Necker.

OSTWESTFÄLISCHE GROSSSTADT

Tradition und Innovation



Bielefeld

Mittelstand und
Start-ups, Kultur
und Forschung

Ein 31 Meter hoher Turm, unterirdische Gänge, Mittelalterfeste und zehn Fledermausarten, die hier leben: In der Sparrenburg, einem der Wahrzeichen von Bielefeld, können die Gäste sich Jahrhunderte zurückversetzen. Die mehr als 750 Jahre alte Anlage thront auf einem Berg am Südrand der Innenstadt, die weit umschlossen ist von Natur. Es sind jeweils nur kurze Wege in die bergige Landschaft rund herum wie den Teutoburger Wald oder das Ravensberger Hügelland – Bielefeld ist eine Großstadt mit vergleichsweise hohem Anteil an unbebauter Fläche.



Die Sparrenburg bietet Fledermäusen ein Winterquartier und wurde von der Europäischen Union als Flora-Fauna-Habitat-Gebiet ausgewiesen.

Dr. Oetker ist von Bielefeld aus weltweit aktiv und zählt zu den bedeutendsten Nahrungsmittelunternehmen in Deutschland.



In jüngerer Zeit hat sich die Stadt aber eher mit anderen Themen bemerkbar gemacht, als Start-up-Inkubator zum Beispiel mit einer aktiven Szene von jungen Unternehmerinnen und Unternehmern. Oder als Forschungsstandort mit dem Campus Bielefeld, auf dem sich zig Hochschulen und Forschungseinrichtungen angesiedelt haben, unter anderem das Exzellenzcluster Citec, das intuitiv bedienbare Systeme entwickelt, die intelligent mit Menschen interagieren können. Auch wirtschaftlich hat die ostwestfälische Stadt einiges zu bieten: Der Mittelstand boomt hier mit Milliardenum-

sätzen – am bekanntesten ist wohl Dr. Oetker, das allein für den deutschen Markt rund 1.000 verschiedene Lebensmittel produziert. Dazu kommt die Sozialwirtschaft mit den v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel mit rund 20.000 Beschäftigten, die sich für mehr als 230.000 Menschen mit Behinderungen in der Region einsetzen. ■

INTERDISZIPLINÄRE
FRÜHFÖRDERUNG

Dieselben Chancen für alle Kinder



Salzkotten

In den ersten drei Lebensjahren lernen Kinder mit Behinderungen enorm viel



Claudia Fechner, die die Interdisziplinäre Frühförderstätte des Caritasverbandes Paderborn in der Kindertagesstätte St. Martin in Salzhausen leitet, liegt halb auf dem Boden ihres Büros. Dort möchte sie gerade Clara dazu bringen, blaue, rote, grüne und gelbe Holzklötzchen in einen durchsichtigen Becher zu legen. Die fast Zweijährige schaut kurz auf das Spiel, dann bewegen sich ihre braunen Augen schon wieder durch den Raum. Sie entdeckt etwas anderes, nämlich mich, und kommt direkt zu mir. Mit kleinen, noch sehr unsicheren Schritten stapft das Mädchen in dem pinken Oberteil auf mich zu, zieht sich an meinem Bein hoch, patscht mit ihren kleinen Händen auf meinen Laptop, der vor mir liegt. „Die ist ganz schön neugierig“, sage ich und Claudia Raper rollt ein wenig mit den Augen. „Ja, ein bisschen viel“, sagt die Mutter der Kleinen. Sie sitzt neben ihrem Mann Phillip. Das Mädchen kann sich nicht konzentrieren, erzählt sie. Außerdem ist sie für ihr Alter sehr klein und zart, sie wirkt deutlich jünger.



Familie Raper ist mit der Frühförderung für Töchterchen Clara sehr zufrieden. Die Kleine wird von Claudia Fechner (u.) eng betreut.



„Wir haben jeden Tag Therapien gehabt und dabei auch ganz viel gelernt, was wir als Eltern anwenden können.“

Ein Blick auf ihren Start ins Leben zeigt, warum das so ist. „Sie war ein extremes Frühchen und ist schon in der 23. Schwangerschaftswoche geboren worden“, erzählt Claudia Raper, die bei dem Gedanken an diese Zeit ganz nachdenklich wird. Neun Monate lang lag Clara danach zunächst auf der Intensiv-, dann auf der Kinderstation, wurde beatmet. „Es gab mehrere Situationen, in denen wir dachten, dass sie es nicht schafft.“ Sie und ihr Mann verbringen so viel Zeit wie möglich in dem Krankenhaus, sind immer da, bemühen sich, ihrem winzigen Töchterchen – es wog gerade mal 400 Gramm – so viel Nähe wie möglich zu geben.

Als die Familie dann nach Hause durfte, war in der Anfangszeit rund um die Uhr eine Pflegekraft mit in der Wohnung. Clara lernte schnell, drehte sich zunächst nur im Bett, krabbelte dann ein wenig, mittlerweile kann sie stehen und gehen, vor allem, wenn sie sich zwischen durch ein wenig festhalten kann. „Wir hätten gar nicht unbedingt erwartet, dass das so schnell geht“, sagt Claudia Raper.

Das Mädchen, das gerade übers ganze Gesicht grinsend die Kamera des Fotografen begutachtet, kann mittlerweile so richtig viel, das ist jedenfalls mein Eindruck. „Im Vergleich zu Gleichaltrigen ist sie natürlich weit hinterher“, sagt ihre Mutter. Dass sie überhaupt so vieles schon beherrscht, verdankt sie vor allem der Förderung, die mehr oder weniger direkt nach der Geburt angefangen hat, als Clara endlich stabil war. „Wir haben jeden Tag Therapien gehabt und dabei auch ganz viel gelernt, was wir als Eltern anwenden können.“

S. 256

Seit ihrer Entlassung aus der Klinik wird Clara als eines von 300 Kindern im Kreis Paderborn in der Frühförderung betreut. Die Zielgruppe sind Kinder von der Geburt bis zur Einschulung, die, wie es im Fachjargon heißt, „eine Behinderung haben oder von Behinderung bedroht sind“. Bei Clara ist noch nicht eindeutig zu sagen, wie sich ihr Leben entwickeln wird, aber wie bei allen extremen Frühgeburten ist klar, dass sie vieles erst einmal nachholen muss. „Sie lässt sich sehr leicht ablenken und scheint manchmal direkt zu vergessen, was wir gerade gemacht haben“, nennt Claudia Fechner ein Beispiel. „Viele Eltern haben oft selbst ein Gefühl dafür, dass die Entwicklung ihres Kindes anders verläuft. Auch Kinderärzte machen bei den Vorsorgeuntersuchungen auf den Förderbedarf aufmerksam“, sagt sie.

Die interdisziplinäre Frühförderung, die immer mit einer ärztlichen Zuweisung beginnt, ist ein besonderes Angebot, das auch die Inklusion weiter vorantreiben

soll. Besuchten früher Kinder mit Behinderungen vor allem heilpädagogische Einrichtungen, gehen die meisten Kinder heute in Regelkindergärten, die gemischte Gruppen haben – eine Entwicklung, die der LWL seit Jahren erfolgreich vorantreibt. Die Caritas ist einer von mehreren Trägern der Freien Wohlfahrtspflege, die die Frühförderung anbieten. Früher waren die Kommunen für die Planung und Finanzierung des Angebotes zuständig, seit Anfang 2020 ist der LWL dafür verantwortlich.



„Heilpädagogik und Therapie werden nun für jedes Kind integriert geleistet und auch einfacher abgerechnet“, sagt Friedhelm Hake, der den Bereich „Soziale Dienste“ bei der Caritas leitete und nun im Ruhestand ist. Er ist heute gemeinsam mit seiner Nachfolgerin Dr. Eva Brockmann in der Kita in Salzkotten zu Gast. „Außerdem hat der LWL gemeinsam mit dem Landschaftsverband Rheinland in wenigen Monaten das geschafft, was fast 20 Jahre unmöglich war: gleiche Qualität der Förderung und eine einheitliche Finanzierung in ganz Nordrhein-Westfalen – von Minden bis Aachen, von Steinfurt bis Siegen hängt es nicht mehr davon ab, wo man lebt.“ Eva Brockmann bestätigt das. „Es gab zu viele Konzepte, die sicherlich oft gut waren, aber eben nicht einheitlich, damit alle Kinder dieselbe Qualität und damit auch dieselben Chancen hatten. Dafür ist das jetzige System viel besser geeignet.“

Friedhelm Hake leitete den Bereich „Soziale Dienste“ bei der Caritas, Dr. Eva Brockmann (o.) ist seine Nachfolgerin.



Die Frühförderung kann auch in den Kitas geleistet werden oder die Förderkräfte besuchen die Familien zu Hause. Ein neues Modell sind zudem die „Inklusionszentren“, von denen Hake zwei im Kreis Paderborn aufbauen möchte, also Kindertageseinrichtungen, in denen es eigene Räume für die Frühförderung gibt. Eines dieser Zentren ist das in Salzkotten, in dem wir gerade reden, das andere liegt in Sennelager, ganz am anderen Ende des Kreises Paderborn. Wegen dieser beiden Einrichtungen und auch der gesamten Organisation verringern sich die Fahrtzeiten für viele Kinder und die Fachkräfte, die zu den Familien fahren. Mussten früher zum Beispiel manche Kinder bis zu einer Stunde pro Fahrt im Auto sitzen, weil die Strecken gerade in einem ländlichen Kreis doch sehr lang werden, „rechnen wir nun mit höchstens 20, 30 Kilometern, je nachdem eben, wo die Familien leben“, sagt Friedhelm Hake.



„Wir haben gemerkt, dass Clara so viel lernen kann in so kurzer Zeit, das macht uns wirklich Mut.“

Das Angebot ist dabei breit. Neben der Ergo- oder Physiotherapie, die den Kindern zum Beispiel die Augen-Hand-Koordination erleichtern soll, profitieren diese von der Logopädie, um ihre sprachlichen Fähigkeiten zu fördern, oder von sozial-emotionalen Angeboten, die durch die Heilpädagogik abgedeckt werden. „Wir können das in den Frühförderstellen alles aus einer Hand anbieten, weil jedes Kind von allen beteiligten Therapeuten, Ärztinnen oder Pädagogen beurteilt wird. Dadurch ist die Hilfe sehr individuell“, sagt Eva Brockmann.

Ein wichtiger Teil der Arbeit ist auch, die Eltern einzubeziehen. Claudia und Phillip Raper sitzen deswegen heute auch dabei, bekommen gezeigt, was sie zu Hause mit Clara üben können. „Wir sollen nicht mehr als 20 Minuten am Stück machen“, sagt die Mutter, „sonst überfordern wir sie.“ Sie und ihr Mann hoffen, dass die Tochter im kommenden Jahr einen Platz in der Kita bekommt. „Wir wissen gar nicht, was auf uns zukommt“, macht Claudia Raper noch mal ganz deutlich. „Aber wir haben gemerkt, dass Clara so viel lernen kann in so kurzer Zeit, das macht uns wirklich Mut.“



WIRTSCHAFTSWUNDER

Weltfirmen in der kleinen Großstadt

**Gütersloh**

In der Region arbeiten die Unternehmen seit Jahrzehnten erfolgreich

Gütersloh hat zwar nur 100.000 Einwohnerinnen und Einwohner, aber gleich zwei Weltkonzerne in seinen Stadtgrenzen. Die Zentralen von Bertelsmann und Miele steuern weltweit zusammen mehr als 160.000 Beschäftigte – aus den Familienunternehmen wurden international agierende Konzerne. Bei beiden Unternehmen sind die Nachfahren der Gründergeneration immer noch in der Verantwortung.

Im Kreis Gütersloh kommen weitere erfolgreiche Mittelständler wie Claas oder Gerry Weber hinzu. Kein Wunder, dass die Millionärsdichte in der Region auch im bundesweiten Vergleich ziemlich hoch ist. —

NÖRDLICHSTER PUNKT
WESTFALENS

Bäuerliches Leben

**Rahden**

So lebten die Menschen im 19. Jahrhundert

Ein Backhaus, eine Rossmühle und ein Speicher und natürlich das beeindruckende Niederdeutsche Hallenhaus, in dem die Bauersfamilie lebte: Die Gebäude des Museumshofs Rahden bringen das bäuerliche Leben im 19. Jahrhundert nahe. Die Gebäude standen allerdings so, wie sie heute zu besuchen sind, niemals an einem Ort. Zwischen 1962 und 1966 wurden sie – finanziert durch die Stadtsparkasse Rahden und den LWL – auf verschiedenen Höfen abgetragen, restauriert und hier wiederaufgebaut. —



LWL-FREILICHTMUSEUM DETMOLD

Westfalen auf 90 Hektar erleben



Detmold

Schutzraum für alte Tierrassen,
Pflanzenarten und -sorten



Agnes Sternschulte engagiert sich für Biodiversität.

Wie lange soll man bleiben? Zwei oder sogar drei Tage? Allein die schiere Größe: Das LWL-Freilichtmuseum Detmold ist mit 90 Hektar so weitläufig, dass man für einen strammen Spaziergang schon Stunden braucht, um überall hinzukommen. Dazu die 120 Häuser in den verschiedenen Kulturlandschaften, die das alte ländliche Westfalen nahebringen, das Münster-, Sieger-, Sauerland zum Beispiel, die Gegenden um Paderborn, Minden und Ravensberg.

Wie viel es auch am Wegesrand, in den Gärten und auf den Weiden zu entdecken gibt, wird bei einem Gespräch mit Agnes Sternschulte deutlich. Die Landschaftsökologin kann wahrscheinlich Tage über die Flora

S. 260

und Fauna in der Region erzählen. Die Wissenschaftlerin engagiert sich mit ihrem Team für das, was in Westfalen an Biodiversität verloren gehen könnte.

Als Erstes führt sie uns ins Paderborner Dorf, wo sie vor einem kleinen Schuppen stoppt. Nach dem Öffnen der Tür marschiert der blütenweiße Ganter samt Gattin und Nachwuchs heraus, alle so laut schnatternd, dass man Agnes Sternschultes Erklärungen kaum noch hört. Die Lippegans, um die geht es hier, ist ein gutes Beispiel für die gefährdeten Nutzierrassen im Museum. Die Landschaftsökologin hat sie mehr oder weniger vor dem Aussterben gerettet, indem sie die vermutlich letzten Exemplare in den 1980er-Jahren in der Region an der Lippe fand.

„Wir wollen alte Tierrassen, Pflanzenarten und -sorten erhalten, die früher ganz selbstverständlich auf den landwirtschaftlichen Kleinbetrieben und auch in den Gärten und Höfen aller Menschen in Westfalen-Lippe lebten“, sagt sie. Agnes Sternschulte hat auch die älteste Pferderasse in Deutschland, die Senner Pferde, in ihrer Obhut, von denen es weltweit nur noch etwa 60 Tiere gibt – zwölf wurden im Museum in Detmold geboren, das sich seit 2001 auch aktiv an der Zucht beteiligt. Oder das Westfälische Totlegerhuhn, das so heißt, weil es sich fast zu Tode legte, so jedenfalls die Geschichte. Aber mit der Haltung im Museum ist noch keine gefährdete Rasse vor dem endgültigen Aussterben gerettet, deshalb sind die Zusammenarbeit mit Zuchtverbänden und die Vermittlung von Tieren so wichtig.

Weg von den Gänsen, ein Dorf weiter, ins Sauerland. Dort empfängt uns Margret Blümel, die uns direkt zum Hintereingang eines Hauses bringt. Es geht hinein, vorbei an einem Raum, in dem gerade zwei Kollegen die Samen aus dem getrockneten Erdbeerspinat schlagen – einem mit dem Spinat verwandten Gänsefußgewächs, an dem kleine Scheinbeeren wachsen, die allerdings nach nichts schmecken. In der Ecke führt eine Treppe auf einen Dachboden.

Lippegänse sind eine der gefährdeten Nutzierrassen, die im LWL-Freilichtmuseum Detmold leben.





Agnes Sternschulte (l.) und Margret Blümel tauschen sich über die Pflanzen aus, unter anderem über die Grünkohlvariante „Lippische Palme“.



Und dort, in Hunderten kleiner Gefäße, ist ein riesiger Schatz zu finden: Biodiversität in Reinkultur, denn die Saatguttechnikerin sammelt hier all die Pflanzensamen, die es sonst nur noch selten gibt.

„Wir haben in den vergangenen Jahren rund 200 alte Sorten in der Region gesammelt, hier kultiviert und die Samen danach wiederum an Paten verteilt“, erzählt Margret Blümel. Deren Job: die Pflanzen in ihren Gärten zu ziehen, zur Blüte zu bringen, neue Samen zu sammeln und zurückzugeben und danach: ernten, ernten, ernten. Ein Beispiel dafür ist die Lippische Palme – sag mal einer, die regenverwöhnten Lipper wären humorlos –, eine Grünkohlvariante, die nicht unten am Boden, sondern bis zu 1,60 Meter hoch wächst.

Für die klassischen Kohlgerichte nutzte man die zarten oberen Blätter, als Tierfutter die unteren sowie die harten Strünke. Und sogar die Wurzeln wurden noch gebraucht: als Heizmaterial, um Schweinefutter zu garen. Mittlerweile hat das Museum den Kohl, der deutlich milder als der klassische Grünkohl schmeckt, sogar offiziell beim Bundesortenamt als Amateursorte zertifizieren lassen. Und noch eine Besonderheit hat das Gewächs: Die Lippische Palme ist Archepassagier bei Slow Food und wird sogar als köstliche Glaskonserve in Bioqualität vermarktet! Eine Bereicherung der oftmals einseitigen Ernährung der Weltbevölkerung, die überwiegend auf nur sieben Pflanzenarten basiert.

Ein paar Hundert Meter weiter sind wir im Vermehrungsgarten angekommen, wo die Gartenmelde wächst, „die schmeckt ein bisschen wie Spinat“, Edelschalotten oder auch eine Zwiebelart, die auf mehreren Etagen kleine Brutzwiebeln ausbildet. Daneben ist der Johannislauch zu finden, der nach Schnittlauch aussieht, aber würziger und schärfer schmeckt und mit Rosinen zu einer Soße verarbeitet wird. Agnes Sternschulte und Margret Blümel probieren das alles und sind sich einig: „Auch, wenn nicht jedem Gaumen alles gleich gut mundet, für die Arterhaltung ist jede Pflanze wichtig!“

„Auch, wenn nicht jedem Gaumen alles gleich gut mundet, für die Arterhaltung ist jede Pflanze wichtig!“



Im LWL-Freilichtmuseum Detmold lernt man unterschiedliche Kulturlandschaften kennen.

WINDPARKS

Die Zukunft der Energie



Lichtenau

Eine Region versorgt sich selbst mit grünem Strom

Auf dem Weg durch das Paderborner Land sind von überall die Windkraftanlagen zu sehen, die für saubere Energie sorgen. Bei der Eröffnung Mitte der 1990er-Jahre entstand zum Beispiel in Asseln der damals größte Binnenwindpark Europas. Auch heute werden die regenerativen Energien weiter ausgebaut. Mehr als 500 Windkraftanlagen sind es mittlerweile im Kreis Paderborn, der seinen Strom zu 100 Prozent aus grünen Quellen bezieht. —



KLOSTER DALHEIM

In der Ruhe liegt die Kraft



Lichtenau

28 Gebäude und Gärten
erzählen 1.200 Jahre
Klostergeschichte

Von der viel befahrenen A 44 geht es in Lichtenau runter, zwei Kilometer über die Landstraße, links liegen Felder, rechts Wälder, alles ist grün. Zweimal abbiegen, bis eine lang gestreckte Mauer zu sehen ist. Anhalten, Motor aus, Türen auf – und Ruhe. Nichts ist zu hören, wirklich gar nichts, Stille, hier, direkt vor dem Kloster Dalheim.* Durch die vorgelagerte Orangerie geht's in das LWL-Museum hinein, der Blick weitet sich plötzlich auf ein lang gestrecktes Gebäude inmitten der Natur, das der Idee eines klösterlichen Lebens in Abgeschiedenheit in geeigneter Weise entsprochen haben muss.

*S. 263



Zwei Stockwerke aus Sandstein, ein hohes Dach, links sind Kirchenfenster zu erahnen, mehr ist am Park- eingang nicht vom Klostergebäude und der ehemaligen Kirche zu sehen. Mehrere gewaltige Laubbäume in dem Gelände versperren die Sicht. Die lange Geschichte dieses 28 Gebäude starken Ensembles ist schnell erzählt: Um 800 stand hier eine kleine Dorfkirche, Ende des 12. Jahrhunderts wurde ein Frauenkloster gegründet, das sich auflöste und im 15. Jahrhundert durch Augustiner-Chorherren wieder in Betrieb genommen wurde. Die Klosterherren bauten es im Barock Anfang des 18. Jahrhunderts prächtig aus, 100 Jahre später war es dann vorbei mit der Glanzzeit, das Kloster wurde säkularisiert und anschließend als landwirtschaftliches Gut genutzt.

Was von 1.200 Jahren Klostergeschichte übrig blieb? Eine Menge. Fast das gesamte Barockensemble ist noch erhalten, weil der preußische Staat, der das Ganze als Gutsbetrieb nutzte, kein Geld hatte, um neue Gebäude zu errichten. Das Kloster bildet einen perfekten Rahmen, um die Ruhe zu genießen. Es ist eine besondere Ruhe, eine kontemplative vielleicht, die mich zum Beispiel eine Stunde lang durch den barocken, wunderschön angelegten Klostergarten streifen lässt, in dem Unmengen von Zier-, Nutz-, Heil- und Symbolpflanzen wachsen. Vorsichtig anfassen, riechen, die Erklärungen lesen – zur Zitronenmelisse etwa, die antidepressiv wirkt und deswegen von der Ordensfrau eines Coesfelder Marienordens, Maria Clementine, ab 1826 in Köln im noch heute bekannten „Klosterfrau Melisengeist“ verarbeitet wurde.



Im Kreuzhof (l.) des Klosters Dalheim sind Ruhe und Abgeschiedenheit, im Kreuzgang außergewöhnliche Deckenmalereien zu finden.

Weitere Anekdoten und Geschichten – und zwar Dutzende – sind überall auf dem Gelände zu finden, auch in den Gebäuden, im Kreuzgang etwa, in dem behutsam die Deckenmalereien restauriert wurden, oder in den modernen Ausstellungsräumen. Sie vermitteln das Leben im Kloster und dessen Einfluss auf die heutige Welt eindringlich und vielfältig – und immer leise. —



Dr. Sven Spiong, Archäologe, Oliver Nickel, Historiker und Geschäftsführer des Fördervereins der Gedenkstätte, und Dr. Hauke-Hendrik Kutscher, Historiker und wissenschaftlicher Referent des LWL-Museumsamtes (v. l.).

sucht und entlaust. Danach wurden sie auf die im Winter eiskalten Baracken verteilt, die für 80 bis 100 Menschen konzipiert, aber manchmal mit bis zu 600 Gefangenen überbelegt waren. Die mehreren Tausend, die am 10. Juli 1941 als Erste im Lager unterkommen mussten, hatten nicht einmal das. Es gab noch keine Gebäude, deswegen lebten sie im heranziehenden Herbst und Winter auf dem Boden und unter Bäumen. Sie bauten sich Laubhütten oder Erdlöcher, um vor der Kälte geschützt zu sein. Die Erdlöcher brachen nicht selten ein, die Menschen wurden lebendig begraben, wenn nicht andere Gefange-

ne sie mit den Händen ausgruben. Es gab wenige oder keine Lebensmittel in dieser Anfangszeit. Die wenigen Bäume auf dem Gelände hatten keine Rinde mehr, wird berichtet, weil die Menschen sie abkratzten und aßen.

Von draußen ist nichts mehr von dem Grauen zu erkennen, in dem die Menschen leben mussten, die sowieso schon ihre Heimat, ihre Frauen und Kinder, ihre Freunde und Verwandten teils seit Jahren nicht mehr gesehen hatten. Es ist auch deswegen nicht mehr so viel zu sehen, weil das Lager direkt nach Kriegsende aufgelöst und mehrfach umgebaut wurde. Die Alliierten internierten dort deutsche Kriegsgefangene und -verbrecher, anschließend zog ein Sozialwerk ein, danach eben das Polizeibildungsinstitut.

Die Fakten sind aber deswegen so gut bekannt, weil sie schon länger erforscht werden, wie die kleine Ausstellung zeigt. Oliver Nickel hat sie hier seit 2005 mit aufgebaut, zunächst ehrenamtlich, mittlerweile als angestellter Geschäftsführer des Fördervereins der Gedenkstätte Stalag 326 (VI K) Senne. „Wir dürfen uns das hier nicht als ein klassisches Lager vorstellen, in dem alle Kriegsgefangenen gelebt haben, sondern es war eine Art Knotenpunkt für ein weit umspannendes Netz. Allein in Westfalen-Lippe gab es Tausende Orte, in denen die Gefangenen schliefen, um dann am nächsten Tag wieder als Zwangsarbeiter tätig sein zu müssen“, sagt der studierte Historiker. Dazu gehörten Säle in Kneipen, Schützenhallen oder Baracken.



Die erhaltenen Gebäude, hier die Entlausung, werden in die geplante Gedenkstätte integriert.

Die Menschen aus den sowjetischen Gebieten, die zum Teil in ihrem Leben kaum weiter als in die nächste Kleinstadt gekommen waren, lebten nun also Tausende Kilometer entfernt von ihrem eigenen Zuhause inmitten der Deutschen. „Die Firmen und Bauern meldeten sich hier im Lager an und bestellten ihre Arbeiter, so einfach muss man das sagen“, erzählt Oliver Nickel von dem hocheffizienten System. Diese Verflechtungen mit der

deutschen Gesellschaft hebt auch Dr. Hauke-Hendrik Kutscher hervor, der heute gemeinsam mit uns das Lager besucht. Der wissenschaftliche Referent des LWL-Museumsamtes^{*} berät seit Jahren die kleine Gedenkstätte bei ihrer Arbeit. „Es gibt allein über 4.000 Kriegsgräberstätten in Deutschland, wo sowjetische Kriegstote begraben sind“, macht der Historiker klar.



Eine der größten Kriegsgräberstätten in Deutschland, auf denen sowjetische Kriegstote begraben sind, liegt in unmittelbarer Nähe vom Stalag 326.

Eine der größten überhaupt liegt nur anderthalb Kilometer weiter. Auf dem recht kleinen Grundstück, das von hohen Bäumen beschattet wird, sind Schätzungen zufolge bis zu 65.000 Menschen bestattet worden.

„In der Erinnerungsarbeit müssen wir diese Fakten vermitteln, auch damit wir heute verstehen können, wie das System funktionierte. Und natürlich wollen wir zeigen, dass Zwangsarbeit damals alltäglich und auch in der breiten Bevölkerung bekannt war“, sagt Kutscher. Denn wie bei so vielen Themen aus der Zeit des Nationalsozialismus gab und gibt es Abwehrhaltungen. „Damit hatten wir nichts zu tun“, hieße es dann.

Auch Dr. Sven Spiong ist heute hier, ein Archäologe des LWL, den vor allem die Funde aus der Erde faszinieren. Für den Anfang untersuchten die Fachleute eine Fläche von 600 Quadratmetern, die über 1.000 Fundstücke erbrachte. Wir gehen in die Ausstellung, in der Spiong eine Blechdose in die Hand nimmt und umdreht. „Hier hat ein Gefangener eine Berglandschaft eingeritzt, vermutlich hat er dort gelebt.“ Auf anderen Proviantdosen fanden die Fachleute kyrillische Schriftzeichen und Jahresdaten. „Wir können daraus noch nicht allzu viel über die Menschen ableiten, weil wir auch ihre Namen nicht kennen. Aber wir können dennoch versuchen, ihnen ein Gesicht zu geben – denn wir haben es hier immer mit Individuen zu tun und nicht mit einer gesichtslosen Masse“, sagt der Forscher. Die Gefangenen, auch das wird dabei klar, besaßen im Grunde nichts außer der Kleidung, die sie am Leib trugen. Deswegen sind die kleinen Funde wie Geschirr und Besteck, Stoffreste, Lederfragmente oder auch eine große Menge Schuhe, die nun in großen Kisten aufbewahrt werden, so bedeutsam.



Fundstücke: Auf Blechdosen kratzten die Gefangenen Bilder ihrer Heimat ein.

Große Mengen an Schuhen wurden bei Grabungen entdeckt.

Wie das Lager aussah, ist bekannt von Plänen und Luftbildern. „Wir haben aber kaum Funde in der Bauarchäologie, weil die Gebäude keine richtigen Fundamente oder Keller hatten und außerdem nach der Aufgabe des Lagers vieles einfach umgegraben wurde. Deswegen ist kaum etwas erhalten“, sagt Sven Spiong. Die Zusammenarbeit von verschiedenen Fachleuten führt zu einem guten Wissensstand. „Wir haben etwa 500 historische Fotos, die zum Beispiel der Lagerarzt oder Wachleute gemacht haben“, ergänzt Oliver Nickel. Viele dieser Bilder sind im LWL-Medienzentrum archiviert, weitere stammen aus Regional- und Militärarchiven aus ganz Europa. Darauf sind zum Beispiel Gefangene bei der Essenszubereitung am Lagerfeuer zu sehen.

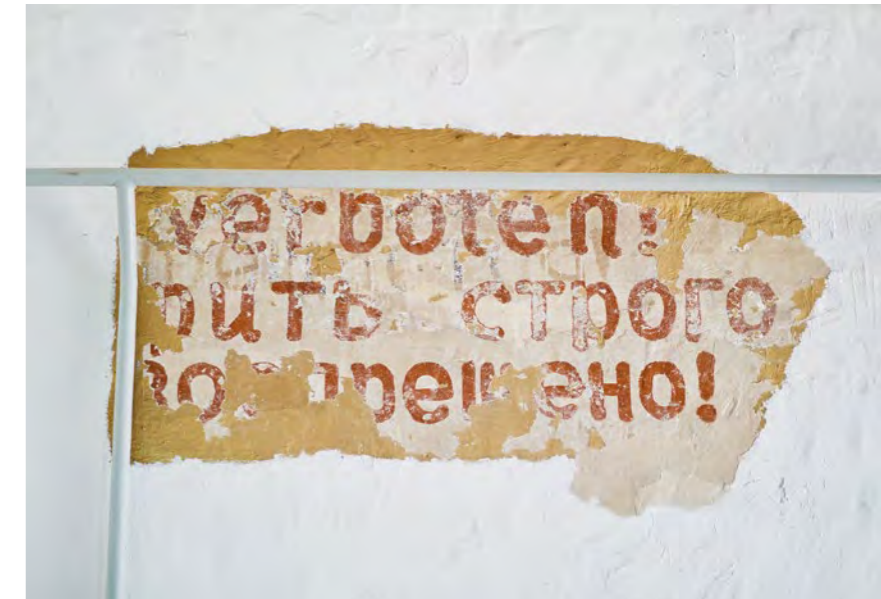


Gemeinsam gehen wir während des Gesprächs zu einem anderen Gebäude, das einige Hundert Meter entfernt liegt. Es ist die Entlausungsstation, in der die Gefangenen nach dem Duschen chemikalisch behandelt wurden, um die Läuse zu töten, die sich unter den schlechten hygienischen Bedingungen sonst immer weiter ausgebreitet hätten. Direkt im Giebel ist eine stilisierte Laus zu sehen, die ein Gefangener dort aus Gips angebracht hat. „Ein solches Gebäude gibt es nicht mehr oft“, sagt Hauke-Hendrik Kutscher, während wir durch das Haus gehen.

Die Entlausungsstation des Lagers. Das Gebäude, in dem die Forscher unter anderem Schriftzüge auf Russisch (r.) und Französisch entdeckt haben, ist noch gut erhalten.

Das Lager war eine Verteilmaschine – aber das Verbrechen, das die Deutschen an den Kriegsgefangenen begangen haben, fand im ganzen Land statt.

An den Wänden sind noch russische und französische Schriftzüge aus der Lagerzeit zu erkennen, die unter der Farbe der späteren Jahre verborgen waren und im Rahmen von Renovierungsarbeiten zufällig entdeckt wurden. Auch hier ist es gar nicht so einfach, das Geschehen abzubilden, sagt Oliver Nickel, weil auch viele andere Orte eingebunden werden sollen, an denen die Menschen lebten und Zwangsarbeit leisten mussten. Denn, wie wir bei unserem Besuch gelernt haben: Das Lager war eine Verteilmaschine – aber das Verbrechen, das die Deutschen an den Kriegsgefangenen begangen haben, fand im ganzen Land statt. —





ÖSTLICHSTER PUNKT WESTFALENS

Weltkulturerbe am Weserbogen



Höxter

1.200 Jahre Geschichte
zum Anfassen und Erleben
im Kloster Corvey

Aus Höxter führt die Corveyer Allee geradeaus nach Osten direkt auf eine Gebäudeanlage zu, die im ersten Moment zwar schön aussieht, aber nicht verrät, was dahintersteckt. Beim Besuch des ehemaligen Benediktinerklosters Corvey aber, dessen Ursprünge im Jahr 822 – also vor fast genau 1.200 Jahren – liegen, dreht sich das Bild um 180 Grad. Stundenlang können sich die Gäste dort in die Geschichte vertiefen und zum Beispiel ehrfurchtsvoll vor dem karolingischen Westwerk stehen: einem Gebäude aus der Frühzeit der Abtei mit einer noch heute erhaltenen Eingangshalle und Wandmalereien, die Szenen aus Homers Odyssee zeigen. Es gilt als das älteste erhaltene Bauwerk in Westfalen



Das Westwerk (u.) ist das älteste erhaltene karolingische Westwerk der Welt.



und auch als das älteste erhaltene Westwerk weltweit – einer der Gründe dafür, warum die UNESCO Corvey den Status eines Weltkulturerbes verlieh.

Ganz besonders ist auch die Fürstliche Bibliothek, die im 19. Jahrhundert entstand. Sie ist in Räumen untergebracht, die mit ihren französischen Tapeten, endlosen Bücherschränken und Vitrinen Historie atmen. Das Kloster Corvey ist übrigens in fünfter Generation im Besitz des Herzogs von Ratibor und Fürsten von Corvey, der es als Wirtschaftsbetrieb führt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden – unter anderem mit öffentlichen Mitteln, auch des LWL – das Kloster und seine beeindruckende Geschichte erforscht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. ■■■

Auf dem gesamten Klosterareal erleben die Gäste 1.200 Jahre Geschichte.



ZENTRUM FÜR ALTERSMEDIZIN

Wenn Geist, Körper und Alter zusammen- gedacht werden



Gütersloh

Ältere Menschen benötigen
eine speziell auf sie
abgestimmte Behandlung

Friedhelm Merklingshaus spricht leise, aber auf den Punkt, und er erinnert sich noch genau an die Situation, in der sein Unfall passierte. All das, was in den Tagen danach los war, hat er hingegen vergessen. Der Reihe nach: „Wir hatten eine Woche vorher goldene Hochzeit gefeiert, in einem großen Lokal, leider nur mit 30 Gästen, wegen Corona eben“, erzählt der Rentner. „Ich wusste ja, dass mein Gleichgewicht nicht bei 100 Prozent ist, seitdem ich damals vor 20 Jahren den Fahrradunfall hatte. Da hatte ich eine Atlasbogenfraktur, also einen Genickbruch, da waren der erste bis dritte Wirbel gebrochen.“



Mitarbeiterinnen des ärztlichen Teams (v. l.):
Reem Hussein, Kleida Qori, Irina Permiakova,
Elisabeth Feuerbaum, Dr. Ulrike Berliner, Ada Gjoni.



Friedhelm Merklingshaus ist Patient
im Zentrum für
Altersmedizin.

Merklingshaus war vorsichtiger geworden seitdem, bis er an dem Abend noch mal eben etwas aus dem Keller holen wollte. „Ich darf nicht fallen, habe ich mir gesagt und ich habe deswegen auch immer die Treppenstufen gezählt, weil: So gut sehen kann ich ja auch nicht mehr.“ Der Mann hat gesundheitlich schon viel mitgemacht in seinem Leben, aktuell hatte er Kniegelenksbeschwerden und eine abgerissene Sehne an der Schulter, die ein paar Tage



Elisabeth
Feuerbaum ist
Oberärztin im
Zentrum für
Altersmedizin.

später operiert werden sollte. Außerdem, und auch das trug zum Unfall bei, hat Mercklinghaus seit Jahrzehnten ein Glasaugen, was sein Sehfeld einschränkt. Seine Frau, mit der er allein im Haus lebt – die Tochter hilft bei den Einkäufen –, bat ihn, etwas in den Keller zu bringen. „Ich also runter die Treppe, eine Hand am Geländer und dann ist es passiert. Ich passe nicht richtig auf, denke, ich bin schon unten, trete ins Leere und falle.“

Mit dem Krankenwagen ging es ins Klinikum Gütersloh, der ehemalige Berufskraftfahrer, der auch einige Jahre in der Fremdenlegion war, hatte sich einen Ober-

schenkel gebrochen. Vier Tage später lag er im Operationssaal, genau an dem Tag, an dem eigentlich seine Schulter gerichtet werden sollte. Die erste Zeit nach der OP war er geistig eingeschränkt, wusste nicht, wo er war, konnte sich schlecht verständigen. Erst langsam ging es ihm besser, er machte Fortschritte. Doch ihn einfach nach Hause zu entlassen, wäre nicht infrage gekommen, sagt Elisabeth Feuerbaum. „Herr Mercklinghaus hatte Orientierungsstörungen, er war sehr wackelig auf den Beinen, konnte nicht richtig gehen“, sagt die Oberärztin des **Zentrums für Altersmedizin im LWL-Klinikum Gütersloh**, in das der Patient nach zwei Wochen verlegt wurde. *S. 262*

„Jede Fachrichtung hat ihre eigenen Leitlinien, jede Diagnose ihre eigene Behandlung.“

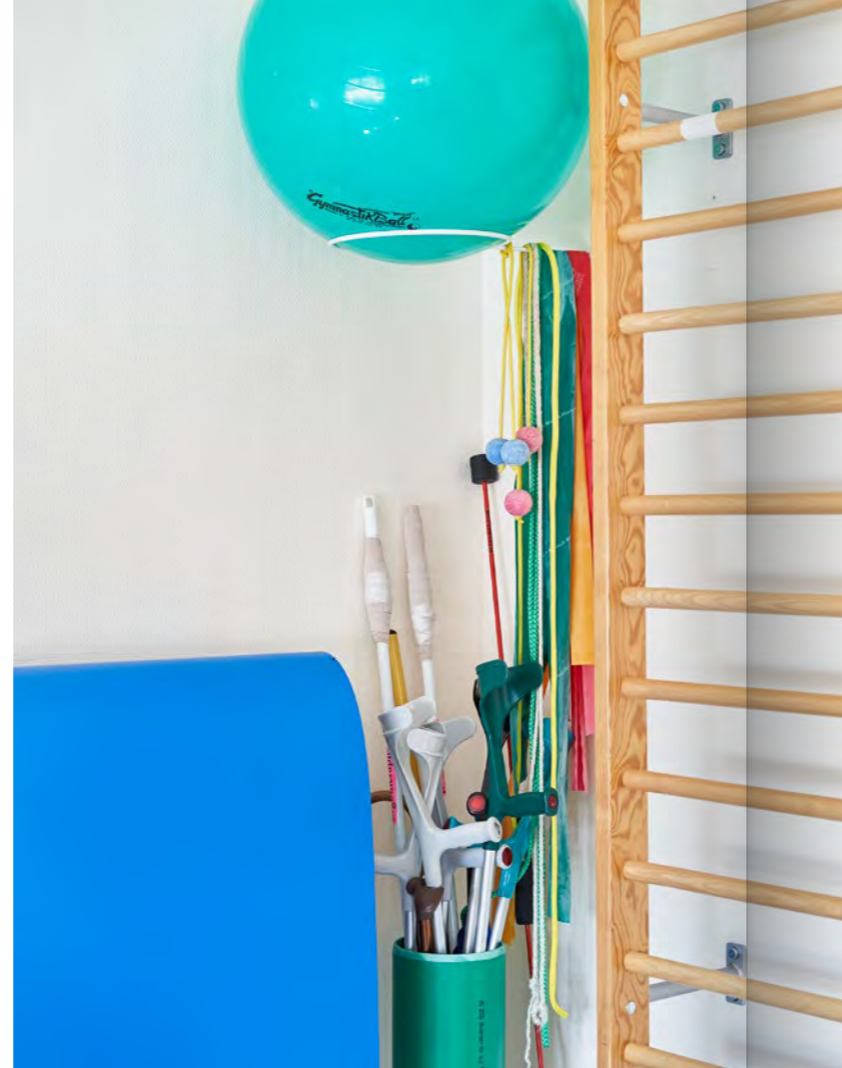
„Wir haben hier sehr oft ältere Menschen, die im Alltag eigentlich noch gut zurechtkommen, aber nach einem Einschnitt wie einer Krankheit oder einer schweren Operation eingeschränkt sind und sich schlecht selbst versorgen können.“ Elisabeth Feuerbaum ist selbst Allgemeinmedizinerin, Internistin und Geriaterin und betreut den Patienten geriatrisch. Das Problem in der medizinischen Versorgung ist oft, dass die somatische, also körperliche, und die psychische Gesundheit nicht zusammenhängend behandelt werden. Gerade bei älteren Personen, die wie Friedhelm Mercklinghaus unterschiedliche und meist auch chronische oder mehrere Erkrankungen mitbringen, ist das besonders kritisch. Die Menschen werden in den jeweiligen Krankenhäusern nur auf die Hauptdiagnose bezogen behandelt, manchmal auch von Station zu Station verlegt. Das kann sie ziemlich verwirren und besonders heilsam ist das auch nicht. Die geriatrische Behandlung dagegen berücksichtigt, dass mehrere Erkrankungen vorliegen, und geht auf Risiken hochbetagter Patientinnen und Patienten ein.



Bernd Meißnest leitet die
Einrichtung in Gütersloh.

Für einen Laien klingt das unlogisch, aber die Gesundheitssysteme arbeiten oft nicht sehr eng zusammen. „Die Medizin hat sich über die Jahrzehnte so ausdifferenziert, dass wir oft gar nicht mehr den ganzen Menschen sehen“, sagt Bernd Meißnest. „Jede Fachrichtung hat ihre eigenen Leitlinien, jede Diagnose ihre eigene Behandlung und wenn dann unsere Senioren – wie es oft vorkommt – mehrere Krankheiten haben, bekommt man die Therapie oft gar nicht überein. Die Menschen werden von Disziplin zu Disziplin gereicht“, sagt der Leiter des Zentrums für Altersmedizin, der gleichzeitig auch Chefarzt der Klinik für Gerontopsychiatrie und Psychotherapie sowie stellvertretender ärztlicher Direktor der gesamten Klinik ist. Ärztinnen und Ärzte würden oft eher nach Gründen schauen, warum jemand in ihrem Fachbereich falsch ist, anstatt ihre Therapien anzupassen, spart der Psychiater nicht mit Kritik. Das fängt zum Beispiel bei Menschen an, die eine Vielzahl an Tabletten zu unterschiedlichsten Zeitpunkten einnehmen müssen – vor dem Essen, mit dem Essen, nach dem Essen, nur ganz früh am Morgen oder kurz vorm Schlafen –, dies ist für Pflegekräfte kaum noch umsetzbar. Die Vielzahl an Medikamenten bringt zudem bei den älteren Menschen Wechselwirkungen mit, die selbst Fachleute nicht mehr überblicken können.

Für Bernd Meißnest ist das Zentrum für Altersmedizin deswegen so etwas wie eine logische Konsequenz im Gesundheitswesen oder vielmehr eine nötige. Die Einrichtung hat 2003 damit angefangen, die Fachrichtungen Neurologie, Innere Medizin und Gerontopsy-



chirurgie zusammenzudenken. Die interdisziplinäre Arbeit startete dann zwei Jahre später gemeinsam mit dem Sankt Elisabeth Hospital Gütersloh mit einer Pilotphase, in der nachgewiesen werden konnte, dass Diagnosen genauer und damit

Behandlungen effizienter werden. Zudem gibt es weniger Doppeluntersuchungen und die Betroffenen können schneller wieder nach Hause. Mittlerweile ist auch das Klinikum Gütersloh Partner des Zentrums. „Es gab keine Blaupause und es war auch nicht einfach, innerhalb der drei Disziplinen auf Augenhöhe eine gemeinsame Arbeitsweise und eine gemeinsame Therapieplanung zu entwickeln. Mittlerweile gelingt uns das aber sehr gut.“

„Die Medizin hat sich über die Jahrzehnte so ausdifferenziert, dass wir oft gar nicht mehr den ganzen Menschen sehen.“

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit, davon ist Bernd Meißnest vollkommen überzeugt, ist für alle Beteiligten besser. Damit sind in erster Linie die kranken Menschen gemeint, die von der umfassenden Behandlung profitieren, sagt Meißnest und: „Auch wir als Therapeuten und Ärzte können so viel mehr auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten, wenn wir genau wissen, welche Krankheiten und Therapien wie zusammenwirken.“ Seine Kollegin Elisabeth Feuerbaum ergänzt: „Zu unserem Teamkonzept gehört, die Patienten geriatrisch mit Physiotherapie, Ergotherapie und aktivierend-therapeutischer Pflege zu behandeln und ihre Entlassung qualifiziert zu planen. Wir sehen dabei, dass die Patienten wieder mehr Perspektiven haben, das ist auch für uns ein gutes Gefühl.“



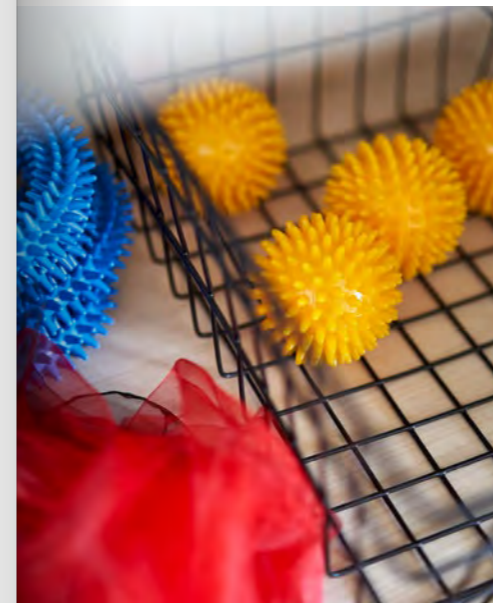
Damit das funktioniert, hat das Zentrum für Altersmedizin, das mittlerweile rund 80 Betten belegen kann, eine besondere Struktur entwickelt. Mittwochs trifft sich das Team regelmäßig zur geriatrischen Teambesprechung mit Pflegekräften, Ärztinnen und Therapeuten wie der Logopädin und der Neuropsychologin, zudem mit der Sozialarbeiterin und einer Seelsorgerin und tauscht sich interdisziplinär aus. „Es ist doch klar, dass wir bei jemandem, der im Alter etwa Diabetes hat, Osteoporose, eine beginnende Demenz und dazu vielleicht noch eine gebrochene Hüfte ganz anders an die postoperative Behandlung gehen müssen als bei einem 20-Jährigen, der einen Blinddarm entfernt bekommt“, sagt Elisabeth Feuerbaum. „Wir möchten unseren alten Patienten ein Stück Lebensqualität zurückgeben.“

Gleichzeitig ist der Austausch mit den somatischen Krankenhäusern auch in die andere Richtung intensiv. Bernd Meißnest und seine Kolleginnen und Kollegen fahren nahezu täglich in die Partnerkliniken im Kreis, um dort Visiten bei älteren Menschen mit psychischen Problemen zu machen, die zum Beispiel noch auf der Intensivstation liegen müssen. Auch unfallchirurgische Patientinnen und Patienten werden in den somatischen Häusern bereits zweimal in der Woche von der Geriaterin der LWL-Klinik mitbetreut. „Um das Alters-traumatologische Zentrum aufzubauen, finden zwischen den Gütersloher Kliniken wechselseitige Visiten zwischen den Unfallchirurgen und unseren Geriatern statt“, sagt Meißnest. „So wollen wir die gemeinsame Behandlung, Therapie und die anschließende Rehabilitation optimieren.“ Außerdem sorgt das Zentrum für Altersmedizin nach der Behandlung und den Reha-Maßnahmen für die Nachsorge. „Wir arbeiten mit den Hausärzten zusammen und haben 36 Plätze in unserer Tagesklinik. So bleiben wir, auch wenn wir die Patienten entlassen haben, immer noch in Kontakt“, sagt Meißnest. Für den Psychiater ist ein Punkt besonders wichtig: „Die Leute wollen zu Hause alt werden und wir setzen alles daran, dass dies auch klappt.“



Eine, für die das auch gilt, ist Anni Kleinker, die ein paar Zimmer weiter vor ihrem Bett am Tisch sitzt. Die 88-Jährige wirkt wieder fit, das ist sie auch, einigermaßen zumindest, sagt sie selbst. Ihre Bauchaorta war erweitert, sie hatte zudem Vorhofflimmern und eine Herzklappeninsuffizienz, eine Operation wurde höchste Zeit, weil die Hauptschlagader hätte platzen können. „Dann wäre es vorbei gewesen“, sagt Anni Kleinker und schüttelt den Kopf.

Anni Kleinker lernt im Zentrum für Altersmedizin, wieder selbständiger zu werden.



„Nach der Operation habe ich mich sehr unsicher gefühlt, ich konnte nicht richtig gehen, dabei war ich vorher immer so selbstständig“, erzählt die ehemalige Altenpflegerin. Im Zentrum für Altersmedizin lernt sie genau das. „Die Ärzte sagten mir, dass das gut für mich wäre, um mehr alleine machen zu können. Ich war doch sehr niedergeschlagen und hier bekomme ich wieder Antrieb.“ In der Therapie zum Beispiel bewegt sie sich auf dem Ergometer, „das macht sogar Spaß“. Sie übt Treppe steigen, sich allein anzuziehen, sich fertigzumachen, die alltäglichen Dinge eben. Anni Kleinker hat ein Ziel, das merke ich ihr sofort an. Sie möchte zurück in ihre Wohnung, in der sie auch vor der OP allein gelebt hat. „Das ist mein großer Wunsch, ich möchte noch nicht ins Seniorenheim“, ergänzt sie noch, „das ist doch für mich noch zu früh!“

INKLUSIONSUNTERNEHMEN

Nicht nur mit den Augen sehen



Horn-Bad Meinberg

Wie ein Koch mit Sehbehinderung eine Mensa für mehrere Schulen leitet

Das Schulzentrum in Horn-Bad Meinberg liegt ganz im Süden der Stadt, auf einer Anhöhe. Das Gelände teilen sich ein Gymnasium, eine Grund-, Haupt- und Realschule sowie eine Förderschule und Zweckbauten auf kleinstem Raum. Ganz am Rand steht ein Gebäude, das von außen wirkt wie eine ganz gewöhnliche Halle, wären da nicht die bodentiefen Fenster auf der einen Seite und auf der anderen Seite ein riesiger Schriftzug: „Mensa“ steht dort, mehrere Meter hoch, nicht zu übersehen.

Innen weiße schlichte Tische, unter denen Stühle mit schwarzen Rückenlehnen ordentlich aufgereiht sind, ein beiger, glänzender Boden, hohe weiße Decken und viel Sichtbeton. Wie ein Architekturbüro oder das Büro einer Design-Agentur wirkt der Raum, alles ist aufeinander abgestimmt.

Thomas Kviring ist Koch beim Lippischen Kombi-Service.



Im hinteren Ende beobachten wir durch ein großes Thekenfenster, was gerade in der offenen Küche passiert. Hier arbeitet Thomas Kviring. Seine graue Kochjacke mit den blauen Knöpfen ist frisch gebügelt, die dunkelblau-weiß gestreifte Hose sitzt, genauso wie die Handgriffe des 38-Jährigen, der gerade parallel Frikadellen in einem Ofen brät, Paprika putzt und in der Pfanne erwärmt und dann auch noch Schupfnudeln kurz erhitzt. Dass der gebürtige Ukrainer so gut wie nichts sehen kann – das erkenne ich erst, als seine Frau Jennifer, die ebenfalls in der Küche arbeitet, mit ihm einige braune Champignons auf kleine Erdrückstände untersucht. Ganz genau schaut er aus wenigen Zentimetern Entfernung auf die Pilze, streicht sie vorsichtig mit einem weißen Küchentuch ab, während seine Frau hin und wieder auf die schwarzen Pünktchen deutet.



Der Lippische Kombi-Service beschäftigt als Inklusionsbetrieb zwischen 30 und 50 Prozent Menschen mit Behinderungen.

Thomas Kviring ist einer der Küchenleiter des Lippischen Kombi-Service (LKS), für den in ganz Ostwestfalen an 35 Standorten 230 Menschen arbeiten, vor allem in Kantinen und Mensen. Der Inklusionsbetrieb^{*} beschäftigt zwischen 30 und 50 Prozent Menschen mit Behinderungen. Seinen Job hier hat Kviring seit 2015. Nach solch einer Karriere sah es in seiner Kindheit und Jugend überhaupt nicht aus. „Ich war von Geburt an sehbehindert“, erzählt der Koch, der 1982 in einem kleinen Dorf geboren wurde. Er hat gleich mehrere Krankheiten, einen „rotatorischen Nystagmus“ zum Beispiel, bei dem beide Augen unkontrolliert zittern oder zucken und der es ihm unmöglich macht, Dinge scharf zu sehen. Dazu kommen eine Rot-Grün-Schwäche, sehr starke Kurzsichtigkeit und eine Hornhautverkrümmung.

*S. 260

Als er 14 Jahre alt ist, zieht die Familie nach Deutschland „und da habe ich zum ersten Mal Unterstützung bekommen, ich hatte nicht mal eine Brille, das konntest du auf dem Dorf vergessen“, erinnert er sich. Der Jugendliche besucht die Opticus-Schule in Bielefeld, eine LWL-Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Sehen. Er hat es nicht einfach, spricht zwei Jahre lang kaum Deutsch, muss die 7. Klasse wiederholen. Heute kann er sich perfekt verständigen, geholfen hat dabei auch eine Klassenfahrt. „Da ging es nicht mehr anders, ich musste das einfach lernen.“

„In Deutschland habe ich zum ersten Mal Unterstützung bekommen, ich hatte nicht mal eine Brille, das konntest du auf dem Dorf vergessen.“

Mit 16 Jahren bekommt Kviring seine erste Brille, das Glas ist 1,1 Zentimeter dick. Er hat minus 19 Dioptrien auf dem rechten, minus 14 auf dem linken Auge. Zum Vergleich: Bereits bei minus 5 Dioptrien kann man Dinge, die vom Auge weiter als 20 Zentimeter weg sind, nur noch undeutlich erkennen. Durch den „Nystagmus“ liegt seine Sehleistung außerdem unter einem Prozent. „Ein paar Jahre später habe ich dann Kontaktlinsen bekommen. Die im LWL-Berufsbildungswerk in Soest haben festgestellt, dass das funktionieren könnte“, erzählt Kviring. Diese Hoffnung bewahrheitet sich, die Sehkraft des jungen Mannes verbessert sich deutlich, für ihn ist das ein riesiger Fortschritt.

Er kann eine Ausbildung machen, als Konstruktionsmechaniker, früher hätte man Schlosser dazu gesagt. Er lernt Schweißen, baut Treppengeländer, Tore oder Teile von Aufzügen. 2005 dann trifft ihn ein Todesfall in der Familie hart. „Ich war psychisch am Boden, habe fast ein ganzes Jahr nichts gemacht, das war eine schreckliche Zeit.“ Als er sich erholt hat, merkt er schnell, dass er in der Metallbranche ohne Führerschein kaum etwas anfangen kann. „Ein Schweißer muss oft dahin, wo die Arbeit ist“, sagt er heute. Er startet in der Kunststoffbearbeitung, baut zum Beispiel Luxustoilettenendeckel aus Plexiglas, die nach Russland verkauft werden.

Bis ihn im Jahr 2009, nur eine Woche nach seiner Hochzeit, der nächste Schicksalsschlag trifft. Er muss jeden Tag bei der Arbeit tonnenweise Kunststoff heben und die Kraftanstrengung sorgt dafür, dass sich seine Netzhaut ablöst, bis auf die Makula, die dafür sorgt, dass wir scharf sehen können. „Ich war plötzlich voll erblindet. Ein Arzt hat mir gesagt, dass solche Netzhautablösungen bei Menschen mit hoher Kurzsichtigkeit häufiger vorkommen. Er hat mir die Netzhaut wiederhergestellt, das war echt ein Künstler.“



Bei der Arbeit holt sich Thomas Kviring Hilfe, wo er kann. Seine Frau Jennifer unterstützt ihn zum Beispiel dabei, Gemüse zu reinigen oder kleine Flecken zu erkennen, ...



Mit der harten körperlichen Arbeit ist danach Schluss. Thomas Kviring erzählt, dass es wieder bergab mit ihm geht damals. „Ich war richtig depressiv, wie sollte ich denn für meine Familie sorgen?“ Irgendwann holt er sich selbst aus der Schockstarre, macht eine Arbeits-erprobung, an deren Ende zwei Vorschläge stehen: Masseur oder Beikoch. Kviring will Koch werden und er beweist, was er kann. Er macht ein Berufspraktikum, dann eine Umschulung beim LKS, die er 2015 erfolgreich beendet. Seitdem arbeitet er beim LKS fest angestellt – zunächst im Team eines anderen Kochs, seit 2018 als Leiter der Küche in Horn-Bad Meinberg. Hier ist er für fünf Beschäftigte verantwortlich, die für die Lernenden und Lehrenden des Gymnasiums und zum Beispiel auch für die Beschäftigten der Stadtverwaltung kochen.

Bei der Arbeit stört seine Sehbehinderung kaum. Das Kochen funktioniert, mit einer elektronischen Lupe kann er auch die Bestellungen beim Einkauf abwickeln und die Essenspläne zusammenstellen. Einzig bei der Sauberkeit hapert es, „ich kann es einfach nicht gut erkennen“, sagt Kviring. Seine Frau Jennifer, mit der er mit den drei Kindern drei Minuten zu Fuß von der Mensa wohnt, lacht laut, „das kann man wohl sagen, wenn du zu Hause mal putzt, muss ich immer hinterher“. Die gelernte Hauswirtschaftshelferin übernimmt oft die Aufgabe seiner Augen, so nennt er das. Sie kennt sich ebenfalls gut aus mit dem Problem, nicht richtig sehen zu können, lernte Thomas auf der LWL-Förderschule kennen.



... und eine elektronische Lupe hilft, die Bestellungen beim Einkauf abzuwickeln und die Essenspläne zusammenzustellen.

„Ich kann mich einfach auf meine Frau verlassen.“

Bei der Arbeit hilft sie ihm neben ihren eigenen Aufgaben immer wieder mal, kontrolliert zum Beispiel, ob die Azubis – einen hat Kviring schon fertig ausgebildet – die Küche vernünftig wienern. „Er sieht auch nicht, ob auf dem grauen Boden hier eine Kartoffelschale liegt.“ Kviring gleicht das aber durch besondere Sorgfalt aus.

Mit Jennifer in der Küche – für Thomas Kviring ist das ein Traum. „Ich kann mich einfach auf sie verlassen, wir wissen, wie wir ticken, und wissen auch, wann wir uns mal nicht einmischen sollten.“ Das ist entscheidend dafür, dass der Job klappt. Jennifer Kviring ist seit Dezember 2019 dabei. Beide hatten häufig nachgefragt, ob sie ebenfalls beim LKS arbeiten könne. „Wir haben lange gequengelt“, sagt Jennifer Kviring und grinst. Sie schaut ihren Mann an, nimmt seine Hand: „Das klappt jetzt richtig gut, oder?“

Monika Zimmermann nickt. Die Chefin der LKS gGmbH hat bisher gemeinsam mit ihrem Küchenleiter Dennis Kent, der als erfahrener Kollege für mehrere

Küchen verantwortlich ist, nur vom Nebentisch zugehört. „Das stimmt wohl, wir sind dabei immer etwas vorsichtig, weil es mit Beziehungen am Arbeitsplatz natürlich auch immer mal Probleme geben kann – aber es kann auch Vorteile haben, wenn sich die Mitarbeitenden so gut kennen und aufeinander verlassen können.“ Bei den Kvirings funktioniert die Zusammenarbeit sehr gut, meint Monika Zimmermann. Das Tempo muss ein wenig niedriger sein als in anderen Kantinen, damit die Arbeit funktioniert. „Und das Essen muss dennoch pünktlich auf dem Tisch stehen“, ergänzt sie. 200 Mittagessen kocht Kviring am Tag, das geht nur mit einer guten Struktur und klaren Arbeitsabläufen.

Das bestätigt auch Dennis Kent. „Ich plane zum Beispiel gemeinsam mit Thomas den Einkauf, den wir für eine Reihe von Küchen gemeinsam erledigen. Das spart Geld und Aufwand.“ Der Koch diskutiert mit Thomas Kviring und Monika Zimmermann heute auch die künftigen Einsatzmöglichkeiten des Küchenteams aus Horn-Bad Meinberg. Der Offene Ganztags der Schulen am Standort, die noch nicht in die Mensa kommen, soll mit Mittagessen versorgt werden. Die drei überlegen, wie sie das hinbekommen, schreiben Zahlen auf, rechnen, überlegen bis ins Detail. „Wie können wir die Kühltruhen besser ausnutzen?“, fragt Kviring zum Beispiel. „Aufbackbrezeln für die Pausen raus, stattdessen andere Vorräte rein“, antwortet Kent. „Dann müsst ihr die Brezeln einfach öfter und in kleinen Mengen bestellen.“

Küchenleiter Dennis Kent (u.) und Monika Zimmermann, Chefin der LKS gGmbH, sind für das Küchenteam aus Horn-Bad Meinberg verantwortlich.



Geschäftsführerin Monika Zimmermann fordert viel, zum Beispiel auch, dass die Mitglieder ihres Teams schnell lernen müssen. „Das ist einfach wichtig, manchmal auch, um das Handicap besser ausgleichen zu können.“ Thomas Kviring muss sich zum Beispiel den Umgang mit Computer und Tablet aneignen, um besser und einfach zu kommunizieren. Er hat nicht so richtig Lust, sagt er, aber er lächelt auch. Er weiß, dass er das trotzdem machen wird. So wie immer in seinem Leben eben, wenn es für ihn eine neue Herausforderung gab. ■

LANDSCHAFTSVERSAMMLUNG

Engagiert für die Region



Westfalen-Lippe

Eine spannende Mischung
aus Stadt und Land,
Moderne und Tradition

In der Politik arbeiten Menschen, die sich für etwas engagieren, was ihnen wichtig ist. Das gilt besonders für die Lokalpolitik, in der sich die Frauen und Männer oft neben ihren Jobs ehrenamtlich für ihre Gemeinde einsetzen, in vielen Stunden am Abend oder am Wochenende. Die Motivation ist immer individuell und am Ende läuft es darauf hinaus, dass der Zustand, wie er jetzt ist, verbessert werden soll.





Trotz politisch unterschiedlicher Meinungen arbeiten die Verantwortlichen in der Landschaftsversammlung eng zusammen.



→ S. 257/258

Dieses Engagement ist auch in der LWL-Landschaftsversammlung zu beobachten. Die 125 Abgeordneten, die aus den neun kreisfreien Städten und 18 Kreisen Westfalen-Lippes in das sogenannte Westfalenparlament entsendet werden, geben hier Impulse für die Arbeit des LWL, die sie gleichzeitig auch kontrollieren. Politisch setzt sich das Gremium nach den Ergebnissen der Kommunalwahl zusammen, die zuletzt im September 2020 stattfand. Im Januar 2021 tagte die neue Landschaftsversammlung zum ersten Mal in Münster. Direkt danach

„Der LWL ist die Klammer für Westfalen-Lippe, um westfälische Orte miteinander zu vernetzen.“

trafen wir deren neuen Vorsitzenden Klaus Baumann (CDU) und seine erste Stellvertreterin Gertrud Welper (Bündnis 90/Die Grünen) sowie die beiden weiteren Stellvertreter Andreas Suermann (SPD) und Kai Abruszat (FDP).

Obwohl die vier aus unterschiedlichen Parteien kommen – mit dementsprechend manchmal weit auseinanderliegenden Meinungen – verbindet sie doch eines: Sie wollen Westfalen-Lippe stärken und gleiche Lebens-

Klaus Baumann

Klaus Baumann (CDU), Diplom-Verwaltungswirt, war Stadtkämmerer, Stadtdirektor und Bürgermeister in Breckerfeld (Ennepe-Ruhr-Kreis). Er ist seit 1994 Mitglied der Landschaftsversammlung, seit 2021 deren Vorsitzender und seit 2015 Mitglied des Kreistages des Ennepe-Ruhr-Kreises. Ferner ist er Vorsitzender der Kommunalpolitischen Vereinigung der CDU (KVP) des Ennepe-Ruhr-Kreises.





Gertrud Welper

Gertrud Welper (Bündnis 90/Die Grünen) ist Kauffrau aus Vreden (Kreis Borken) und Vorsitzende der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen im Vredener Stadtrat. Sie sitzt seit zwölf Jahren in der Landschaftsversammlung.

verhältnisse in der gesamten Region schaffen. „Der LWL ist die Klammer für Westfalen-Lippe, um westfälische Orte miteinander zu vernetzen. Dabei spielt die Kultur eine wesentliche Rolle“, sagt der CDU-Politiker Klaus Baumann, ehemaliger Bürgermeister der Hansestadt Breckerfeld im Ennepe-Ruhr-Kreis. „Wir wollen die Traditionen bewahren und das Ehrenamt sowie durch einen nachhaltigen Museumsbetrieb die kulturelle Vielfalt in den Orten stärken.“

Seine Koalitionspartnerin von Bündnis 90/Die Grünen, Gertrud Welper aus Vreden im Kreis Borken, sieht ebenfalls die Fähigkeiten des LWL, die Kultur in der Region mitzugestalten, auch im ländlichen Raum, und sich für eine postmigrantische Kultur einzusetzen, die viele Sprachen spricht.

Diese Vielfalt nennt auch Andreas Suermann von der SPD aus Höxter: „Westfalen bietet Freiraum für Menschen und ihre Ideen. Doch Innovationen und neue Angebote entstehen nicht einfach so. Sie brauchen die positive Einstellung einer Gesellschaft insgesamt, Räume zur Vernetzung, kompetente Ansprechpersonen sowie Förderprogramme.“ Dazu gehöre zum Beispiel auch, die digitale Transformation anzugehen. Die nötigen Ressourcen soll der LWL beitragen, als „Antriebsmotor und nicht nur als Mitläufer“. Am besten geeignet dafür seien, sagt Kai Abruszat, die 18.000 Beschäftigten des Kommunalverbandes. „Sie sind im besten Sinne Botschafter in

ihren Arbeitsbereichen und engagieren sich täglich und intensiv dafür, das Leben der Menschen vor Ort besser zu gestalten.“ Für ihn und seine Kolleginnen und Kollegen in der Politik sei es dabei immer wieder wichtig, unterschiedliche politische Meinungen zu haben und zu diskutieren und sich am Ende auch gemeinsam zu engagieren, sagt der FDP-Politiker aus Porta Westfalica im Kreis Minden-Lübbecke.

In der neuen Landschaftsversammlung werden zum ersten Mal die Fraktionen von CDU und Bündnis 90/Die Grünen koalieren. Der Kampf gegen den Klimawandel wird auch hier – wie überall in der Politik – einen Schwerpunkt bilden, was auch daran abzulesen ist, dass erstmalig ein Ausschuss „Klima und Umwelt“ gebildet wurde. „Der Verband verfolgt das Ziel ‚Klimaneutraler LWL bis 2030‘, das wollen wir verstärkt unterstützen“, sagt Klaus Baumann, der unterstreicht, dass „Ökologie und Ökonomie nicht im Widerspruch zueinander stehen“. Für ihn können regional erzeugte und klimaschonend produzierte Lebensmittel in den LWL-Kantinen, der Ausbau von Eigenstrom-Anlagen, emissionsarme bzw. emissionsfreie Transporte oder auch ökologischere Bauweisen einen Beitrag leisten. Gertrud Welper verweist darauf, dass der LWL „in der Kommunalwirtschaft seine Aktivitäten in den Bereichen Energie und Verkehr für eine nachhaltige und klimaschonende Zukunftsstrategie ausbauen kann – als Koordinator, Vermittler und Plattform für den Verkehrsraum Westfalen-Lippe“.



Andreas Suermann

Andreas Suermann (SPD), Maschinenbautechniker aus Borgentreich (Kreis Höxter), war 21 Jahre lang Vorsitzender der SPD-Fraktion im Kreistag Höxter und ist seit zwölf Jahren Mitglied der Landschaftsversammlung.

Kai Abruszat

Der Volljurist Kai Abruszat (FDP) aus Porta Westfalica, in der 15. und 16. Wahlperiode Mitglied des Landtages Nordrhein-Westfalen, ist seit 2015 hauptamtlicher Bürgermeister der Gemeinde Stemwede (Kreis Minden-Lübbecke) und Vizepräsident des Städte- und Gemeindebundes Nordrhein-Westalen.



Die „energetische Sanierung der LWL-Liegenschaften“ stellt Kai Abruszat bei diesem Thema in den Vordergrund, der als Bürgermeister in Stemwede die Erfahrung gemacht hat, „dass Fortschritte im Klimaschutz konkret und messbar ausgestaltet sein müssen. Nur so erzeugt man die erforderliche Akzeptanz.“ Bei einem grundsätzlich ökologischen Ansatz sind sich die politisch Verantwortlichen einig. Andreas Suermann bringt ein weiteres Thema ins Spiel, das der LWL seit Jahren angeht: „Für

mich wird immer an erster Stelle die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit und ohne Behinderungen stehen, sie hat bei allen Entscheidungen oberste Priorität.“ Ein wichtiger Teil davon sei etwa die Möglichkeit, ortsnah und den individuellen Wohn- und Lebensbedürfnissen entsprechend leben zu können.

Wie nehmen die politisch Verantwortlichen die Region wahr, die sie nun für die kommenden Jahre vertreten? „Westfalen-Lippe bietet alles vom idyllischen Dorf über starke Mittelzentren bis zur Großstadt – und das



macht es so ungemein spannend“, sagt Klaus Baumann. Auch Gertrud Welper hebt die Vielfalt der Region hervor, mit Ballungsräumen wie dem Ruhrgebiet und vielen ländlichen Gebieten. „Herne hat zum Beispiel die höchste und Höxter die niedrigste Einwohnerdichte in Westfalen-Lippe“, nennt sie zwei Beispiele für diesen Kontrast.

„Fast die Hälfte der Menschen in Nordrhein-Westfalen lebt hier in Westfalen-Lippe“, ergänzt Andreas Suer-



mann, dabei bilde die Region aber zwei Drittel der Fläche von Nordrhein-Westfalen. „Unser Westfalen ist einfach ein klasse Land, reich an wunderschönen Landschaften, vielfältigen Regionen und Städten.“ Die Verbindung aus Stadt und Land empfindet auch Kai Abruszat als riesigen Vorteil und als genau die richtige Mischung, „die unseren Landesteil so lebens- und liebenswert macht“. Und er sagt dann noch etwas, wofür sich wohl alle vier Präsidiumsmitglieder aussprechen würden: „Genau deshalb identifiziere ich mich so gerne mit meiner Heimatregion.“ ■

MEHR ALS 130 JAHRE
DIENSTLEISTER FÜR DIE MENSCHEN
IN WESTFALEN-LIPPE

Einblicke in die Geschichte des LWL

Der Vorgänger des LWL – der Provinzialverband Westfalen – wurde zwar erst im Jahr 1886 gegründet, seine Geschichte begann aber schon einige Jahrzehnte zuvor. Nachdem das Kaiserreich Napoleons 1815 endgültig besiegt worden war, gaben auf dem Wiener Kongress Delegierte aus rund 200 Staaten, Herrschaften und Städten der Landkarte Europas ein völlig neues Aussehen. Die Französische Revolution und ihre Folgen hatten den Kontinent durcheinandergewürfelt, nun erhielt er eine neue Struktur. Preußen war einer der Gewinner, mit einem stark vergrößerten Gebiet. Nach dem Kongress entstanden innerhalb seiner neuen Grenzen zehn Provinzen – darunter Westfalen mit der Hauptstadt Münster. 1823 wurden die Provinziallandtage eingerichtet, die Preußens Gesetze mitschreiben sollten – die lange Geschichte des LWL hat hier ihren Ausgangspunkt.

1886

Gründung des Provinzialverbandes Westfalen als Kommunalverband, der kulturelle, wirtschaftliche und soziale Aufgaben vom preußischen Staat übernimmt



Oben: Der Provinzialausschuss um 1905.
Unten: Sitzungssaal des Provinziallandtags im Landeshaus der Provinz Westfalen um 1905.

1918–1933

In der Weimarer Republik bekommt der Verband neue Aufgaben wie die Versorgung der Kriegsverletzten und -hinterbliebenen und mit dem Landesjugendamt die Jugendwohlfahrtspflege.



Das 1897–1901 erbaute Landeshaus der Provinz Westfalen in Münster vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg.

1933–1945

Die Nationalsozialisten fügen den Verband in ihre Strukturen ein und richten vor allem die Jugendhilfe, Fürsorgeerziehung und psychiatrische Versorgung nach sogenannten rassenhygienischen Grundsätzen aus. Mehr als 3.500 Patientinnen und Patienten der Provinzialheilstätten werden zwangssterilisiert, fast 6.000 ermordet.



Oben: Kriegsschäden am Landeshaus nach einem Luftangriff 1943.
Unten: Im Zeichen der NS-Zeit: Eröffnung des 79. Provinziallandtags im April 1933 im historischen Plenarsaal.

1946–1952

Nach Kriegsende werden die Provinzen des Landes Preußen aufgelöst und das Bundesland Nordrhein-Westfalen gegründet. Landeshauptmann (früher für LWL-Direktor) Dr. Bernhard Salzmann setzt sich für den Erhalt der Selbstverwaltung in Westfalen ein.



Der erste LWL-Direktor Dr. Bernhard Salzmann.

1953

Die Landschaftsverbandsordnung tritt in Kraft, der LWL wird gegründet. Er übernimmt Aufgaben wie Soziales, Gesundheitsangelegenheiten und Jugendhilfe, Straßenwesen, landschaftliche Kulturpflege, Landes- und Landschaftspflege sowie Kommunalwirtschaft.



Oben: Das LWL-Landeshaus 1967.
Unten: Medikamente in der Psychiatrie (Symbolbild).



1954

In den Kliniken des LWL werden zum ersten Mal Psychopharmaka eingesetzt, die die Behandlung von Menschen mit psychischen Krankheiten verbessern sollen.

1971

Das Freilichtmuseum Detmold wird eröffnet. Es ist eines der großen volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Freilichtmuseen in Europa, das eine historische Kulturlandschaft mit Haus- und Siedlungsformen der Region zeigt.



Kinder der Blindenschule in Warstein lernen in den 1950er-Jahren die Brailleschrift.

1966

Die Schulpflicht für einen Großteil der Kinder mit Behinderungen wird eingeführt, auch wenn es in Westfalen schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Schulen für gehörlose und für blinde Kinder gibt. Der LWL übernimmt die Trägerschaft aller überregionalen Sonderschulen.



Lippischer Meierhof, 1970er-Jahre.

1973

Im Fokus des Freilichtmuseums Hagen, das auf einem etwa 42 Hektar großen Gelände eröffnet wird, stehen die Technik und das Handwerk.



Als erstes Gebäude wurde die Windmühle im LWL-Freilichtmuseum Hagen errichtet.

1974

Bei ihrer Gründung half die LWL-Hauptfürsorgestelle nur Kriegsbeschädigten auf ihrem Weg zurück ins Arbeitsleben. Seit der Änderung der Fürsorgegesetze setzt sie sich für alle Menschen mit einer Behinderung ein.



Eine im Zweiten Weltkrieg erblindete Frau mit Kriegsverletzungen in der Umschulung zur Maschinenschreiberin.



Bettensaal in einem alten Klinikgebäude der LWL-Klinik Lengerich um 1975.

1975

Die Psychiatrie-Enquete verbessert auch die Situation für die Menschen in den LWL-Kliniken. Mehr Personal sorgt für eine umfassendere Behandlung, die Zahl der stationären Betten wird in den Folgejahren stark abgebaut.

1979

Der Strukturwandel, der in den 1960er-Jahren begann, sorgt für ein Zechen- und Schwerindustriesterben in Nordrhein-Westfalen. Um die Geschichte zu bewahren, gründet der LWL das erste Museum für Industriekultur in Deutschland.



Der Standort Zeche Zollern in Dortmund im Jahr 1994.

1983

Therapie und Sicherheit: Dafür stehen die Fachkliniken für Forensische Psychiatrie. Das Therapiezentrum in Marsberg ging 1983 in Betrieb.



Oben: Blick auf das LWL-Therapiezentrum für Forensische Psychiatrie Marsberg.
Unten: Fortbildung des LWL-Landesjugendamtes Westfalen.



1991

Das LWL-Landesjugendamt übernimmt neue Aufgaben. Schwerpunkte sind Beratung, Förderung und Fortbildung der Jugendämter der Städte und Kreise sowie der freien Träger der Jugendhilfe.

1995

Die schulische Inklusion rückt in den Vordergrund, Kinder mit Behinderungen können nun auch Regelschulen besuchen. Dabei werden sie von den LWL-Förderschulen unterstützt.



Der LWL denkt Inklusion vom Kind aus.



Apartmentanlage des LWL-Wohnverbunds Münster.

1996

Menschen mit Behinderungen werden in den neu gegründeten LWL-Wohnverbänden und LWL-Pflegezentren gemeindenah und umfassend versorgt.



Die Demonstrationen wie hier 1999 waren vergeblich: Der LWL musste den Straßenbau abgeben.

2001

Die Straßenbauabteilung des LWL wird in die Landesbehörde Straßen.NRW umgewandelt und sorgt nun dort für Autobahnen, Bundes- und Landstraßen.

2006

Im Maßregelvollzug hat sich die Patientenzahl seit Mitte der 1990er-Jahre verdoppelt. Der LWL übernimmt als Träger eine neue forensisch-psychiatrische Klinik in Dortmund, fünf Jahre später eine weitere in Herne.



Oben: Eingangsbereich der LWL-Klinik für Forensische Psychiatrie Dortmund – Wilfried-Rasch-Klinik.

Unten: Die LWL-Maßregelvollzugsklinik Herne wurde auf einem ehemaligen Zechengelände im Stadtteil Wanne gebaut.

2008

Das LWL-Versorgungsamt Westfalen, heute das LWL-Amt für Soziales Entschädigungsrecht, übernimmt als zentrale Einrichtung sämtliche Aufgaben des sozialen Entschädigungsrechts in Westfalen-Lippe.



Das LWL-Amt hilft u. a. Opfern von Gewalttaten.



Am Eröffnungswochenende nutzten 35.000 Interessierte die Gelegenheit, die Neupräsentation der Sammlung in 51 Räumen zu erkunden.

2014

Nach fünfjähriger Bauphase wird das LWL-Museum für Kunst und Kultur in Münster neu eröffnet, mit einer hochmodernen Architektur und neuen Ausstellungen.

2018

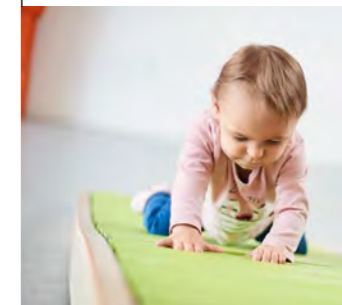
Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica im Kreis Minden-Lübbecke ist nach vier Jahren Sanierung wieder zugänglich, samt einem neuen Restaurant und Besucherzentrum.



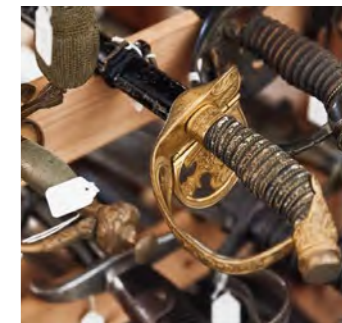
Das sanierte Denkmal ehrt den namensgebenden ersten deutschen Kaiser.

2020

Das neue Bundesteilhabegesetz stärkt die Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen. Der LWL bekommt neue Aufgaben wie die Frühförderung von Kindern mit Behinderungen.



Ziel der Frühförderung ist es, dass Kinder mit einer (drohenden) Behinderung möglichst früh Nachteile ausgleichen und am gesellschaftlichen Leben teilhaben können.



Säbel der ehemaligen preußischen „Defensions-Caserne“.

2021/2022

In Minden startet das LWL-Preußenmuseum mit der innovativen Dauerausstellung „Potzblitz Preußen!“.

ANHANG

ANNETTE VON DROSTE ZU HÜLSHOFF-STIFTUNG

Die **Annette von Droste zu Hülshoff-Stiftung** wird vom LWL, dem Land Nordrhein-Westfalen und weiteren öffentlichen und privaten Förderern getragen. Sie hat die Aufgabe, die Burg Hülshoff in Havixbeck und das Haus Rüschaus in Münster-Nienberge zu erhalten und als Kulturorte auszubauen. In der Burg Hülshoff, dem Geburtsort der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, können Interessierte einige Wohnräume der Adelsfamilie besichtigen. Außerdem hat hier 2018 das **Center for Literature (CfL)** eröffnet, das Literatur mit Film, Tanz, Musik, Architektur und anderen Künsten zusammenbringen will. Zusammen mit Literaturhäusern, Museen, Theatern, soziokulturellen Initiativen und Web-Projekten lädt das CfL zu Lesungen, Performances, Textkonzerten, Workshops, digitalen Erkundungen und anderen innovativen Kulturveranstaltungen ein.

Im Haus Rüschaus, das etwa fünf Kilometer von der Burg entfernt liegt, lebte Annette von Droste-Hülshoff viele Jahre lang und schrieb unter anderem die Novelle „Die Judenbuche“. Die Autorin wanderte seinerzeit oft zwischen den beiden Familiensitzen hin und her. Heute baut das CfL den Verbindungsweg deshalb wieder aus und gestaltet ihn als interaktiven Lyrikweg „Droste-Landschaft“ mit Text- und Hörstationen, künstlerisch gestalteten Pausenorten und einer Naturkundestation, die über die Landschaft der Umgebung informiert.

Kontakt zur Annette von Droste zu Hülshoff-Stiftung

Schönebeck 6

48329 Havixbeck

Tel.: 02534 1052

E-Mail: info@burg-huelshoff.de

www.burg-huelshoff.de/stiftung

BILDUNGS- UND FORSCHUNGSZENTRUM HEILIGES MEER

Das „Heilige Meer“ ist ein Naturschutzgebiet im Tecklenburger Land, das zu großen Teilen dem LWL gehört. Es ist nach dem „Großen Heiligen Meer“ benannt, dem größten natürlichen Binnensee in Nordrhein-Westfalen. Am Rand des Naturschutzgebiets liegt das **Bildungs- und Forschungszentrum Heiliges Meer** des LWL-Museums für Naturkunde. Die Beschäftigten betreuen das Naturschutzgebiet und bieten Kurse über die Tiere, Pflanzen und Biotope im Heiligen Meer an, zu denen sich alle Interessierten anmelden können. Für Studierende, Schülerinnen und Schüler organisiert das Team auch mehrtägige Exkursionen.

Kontakt zum Bildungs- und Forschungszentrum Heiliges Meer

Bergstraße 1

49509 Recke

Tel.: 05453 9966-0

E-Mail: heiliges-meer@lwl.org

www.lwl-heiliges-meer.de

FRÜHFÖRDERUNG IN WESTFALEN-LIPPE

Die Frühförderung richtet sich an Kinder, die eine Behinderung haben oder von einer Behinderung bedroht sind. Die Familien haben auf die Frühförderung einen gesetzlichen Anspruch. So können die Kinder von der Geburt bis zur Einschulung unterstützt werden. Möglichst früh hilft ihnen das Angebot bei ihrer körperlichen, geistigen und seelischen Entwicklung.

Seit Januar 2020 ist das **Referat für Soziale Teilhabe für Kinder und Jugendliche** des LWL für die Frühförderung in Westfalen-Lippe verantwortlich. Der Verband koordiniert das wohnortnahe Angebot der freien Träger, übernimmt die Kosten außer Krankenkassenleistungen und plant gemeinsam mit den Eltern die Hilfen für die Kinder mit Behinderungen. Ziel ist es, dass diese umfassend und selbstbestimmt am gesellschaftlichen Leben teilhaben können – und zwar unabhängig von ihrem Wohnort und der jeweiligen Betreuungsform.

Außerdem fördert das Referat junge Menschen mit Behinderungen in Kitas, Pflegefamilien und Wohneinrichtungen.

Kontakt zum Referat für Soziale Teilhabe für Kinder und Jugendliche

Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Soziale Teilhabe für Kinder und Jugendliche

Warendorfer Str. 25

48133 Münster

www.soziale-teilhabe-kiju.lwl.org/de/

[fuer-eltern-und-junge-menschen/fruehfoerderung/](http://www.soziale-teilhabe-kiju.lwl.org/de/fuer-eltern-und-junge-menschen/fruehfoerderung/)

Auf dieser Seite sind auch die Ansprechpersonen des LWL für die jeweiligen Städte und Kreise in Westfalen-Lippe zu finden.

ANHANG

GEOGRAPHISCHE KOMMISSION FÜR WESTFALEN

Die Mitglieder der **Geographischen Kommission für Westfalen** erforschen ehrenamtlich verschiedenste geografisch-landeskundliche Themen, beispielsweise Böden, Klima, Ökologie, Wirtschaft, Verkehr und Landesplanung in der Region. Die Forschungsergebnisse veröffentlicht die Kommission, die vom LWL getragen wird, in Büchern, Broschüren und im Internet. Sie stellt etwa die Städte, Gemeinden und Kreise in Westfalen in einer Buchreihe vor und veröffentlicht kurze aktuelle Beiträge auf ihrem Online-Portal „Westfalen regional“. Die Buchreihe „Atlas von Westfalen“ zeigt und erklärt Einzelaspekte wie Naturschutz, Gewässer und Vermögensverhältnisse anhand von modernen Karten und Begleittexten.

Kontakt zur Geographischen Kommission für Westfalen

Heisenbergstraße 2

48149 Münster

Tel.: 0251 83-39225

E-Mail: geko@lwl.org

www.geographische-kommission.lwl.org

KOMMISSION ALLTAGSKULTUR-FORSCHUNG FÜR WESTFALEN

Die **Kommission Alltagskulturfor-**schung für Westfalen untersucht, wie die Menschen in der Region leben und wie ihr Alltag, ihr Glaube und ihre Bräuche sich im Laufe der Zeit verändert haben. Die Beschäftigten erforschen, von rund 70 wissenschaftlich Tätigen ehrenamtlich unterstützt, zum Beispiel, wie die Westfalen wohnen und arbeiten, was sie

gerne essen, wie sie feiern und ihre Freizeit verbringen. Zu diesen Themen veröffentlichen sie Bücher, Aufsätze, ein Magazin und einen Blog, die auch für interessierte Bürgerinnen und Bürger gedacht sind.

Wer noch mehr über das Leben in der Region erfahren möchte, kann das Archiv für Alltagskultur in Münster besuchen. Hier sammelt die Kommission Briefe, Postkarten, Poesiealben und andere private Dokumente aus dem 18. bis 21. Jahrhundert, rund 14.000 digitalisierte Tonaufnahmen, Liedtexte und Interviewtranskripte, mehr als 140.000 Fotografien und 20.000 Diapositive. In Kooperation mit der Universitäts- und Landesbibliothek Münster unterhält die Kommission außerdem eine landeskundliche Präsenzbibliothek mit 45.000 Büchern.

Kontakt zur Geschäftsstelle der Kommission Alltagskulturfor-

schung

Scharnhorststraße 100

48151 Münster

Tel.: 0251 83-24404

E-Mail: alltagskultur@lwl.org

www.alltagskultur.lwl.org

DIE KOMMUNALE FAMILIE

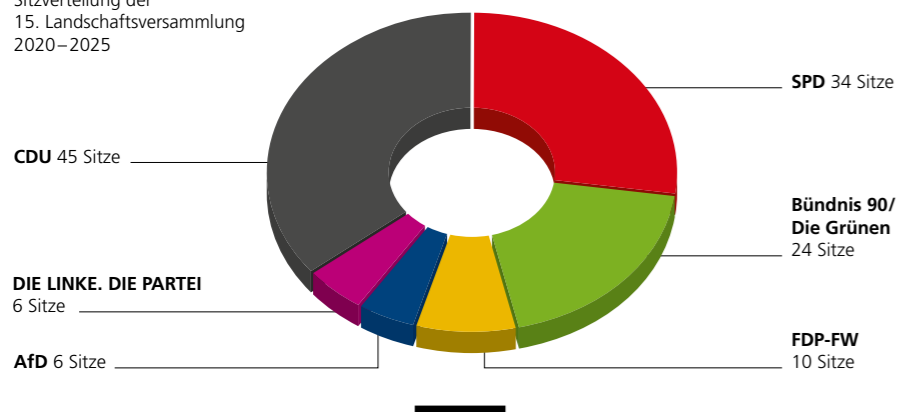
Westfalen-Lippe ist so vielfältig wie kaum eine andere Region, mit großen Städten und urbanen Räumen sowie kleinsten Dörfern in ländlicher Umgebung. Die rund 8,3 Millionen Menschen leben in insgesamt neun kreisfreien Städten und 18 Kreisen, wobei zu den Kreisen wiederum 222 einzelne Städte und Gemeinden gehören. An vielen Stellen, an denen es sinnvoll ist, Aufgaben zu bündeln, kommt der LWL

ins Spiel. Er ist nach dem sogenannten Subsidiaritätsprinzip immer dann gefragt, wenn die Kommunen bestimmte Leistungen nicht oder nicht so kostengünstig erbringen können. Als Kommunalverband vertritt der LWL die Interessen seiner Mitglieder, den 27 Kreisen und kreisfreien Städten der Region, die dessen Arbeit wiederum über die sogenannte Landschaftsumlage finanzieren: Die Kommunen geben einen festgelegten Teil ihrer Gewerbe- und Grundsteuer sowie ihrer Gemeinde-Anteile an der Einkommensteuer, der Umsatzsteuer und den Schlüsselzuweisungen vom Land für den LWL-Haushalt – dazu kommen verschiedene weitere Geldquellen wie zum Beispiel Zahlungen des Landes Nordrhein-Westfalen. Der Verband hat zudem ein **eigenes politisches Gremium, die Landschaftsversammlung**. Dort arbeiten politisch Verantwortliche, die die Räte bzw. Kreistage ihrer Heimatgemeinden dorthin entsenden. Die Parteien sind in der Landschaftsversammlung entsprechend ihrem Abschneiden bei den Kommunalwahlen vertreten. In der 15. Wahlperiode (2020–2025) besteht die Landschaftsversammlung, die sich am 21.1.2021 konstituierte, aus 125 Mitgliedern (CDU: 45 Sitze, SPD: 34 Sitze, Bündnis 90/Die Grünen: 24 Sitze, FDP-FW-Fraktion: 10 Sitze, Fraktion DIE LINKE. DIE PARTEI: 6 Sitze, Fraktion AfD: 6 Sitze). Das Westfalenparlament, wie die Landschaftsversammlung auch genannt wird, übernimmt verschiedene Aufgaben. Es arbeitet mit der Verwaltung des LWL zusammen, gibt Impulse und überwacht zugleich die Arbeit der Fachleute in den verschiedenen Dezernaten des Verbandes. Zweimal im Jahr treffen sich die

ANHANG

SITZVERTEILUNG DER 15. LANDSCHAFTSVERSAMMLUNG WESTFALEN-LIPPE · 125 SITZE

Sitzverteilung der
15. Landschaftsversammlung
2020–2025



Delegierten dazu in der Regel im LWL-Landeshaus in Münster, an den Sitzungen können auch Bürgerinnen und Bürger teilnehmen. Hinzu kommen verschiedene Fachausschüsse zu Themen wie Kultur, Soziales, Psychiatrie, Jugendhilfe, Schulen oder Finanzen.

LANDSCHAFTSVERBAND WESTFALEN-LIPPE (LWL)

Gemeinsam für ein starkes Westfalen – der LWL übernimmt als Kommunalverband für alle Städte und Kreise in Westfalen-Lippe die Aufgaben, die die Kommunen nicht allein leisten könnten. Weil der LWL sich über Stadt- und Kreisgrenzen hinweg einsetzt, schafft er gleichwertige Lebensverhältnisse und Qualitätsstandards in ganz Westfalen-Lippe. Er vertritt die Interessen der Region und ihrer rund 8,3 Millionen Bürgerinnen und Bürger überall dort, wo es sinnvoll und notwendig ist – auch auf Landes- oder Bundes-

ebene. Ein Fokus der Arbeit der 18.000 Beschäftigten des LWL liegt darauf, Menschen mit Behinderungen ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen und sich für deren gleichberechtigte Teilhabe in der Gesellschaft einzusetzen. Inklusion prägt die Aufgaben in weiten Teilen des Verbandes, etwa in den Inklusionsämtern, in den 35 Förderschulen und 21 psychiatrischen Kliniken, in Pflegezentren und Wohnverbänden. Der LWL ist einer der größten deutschen Hilfefahler für Menschen mit Behinderungen. Auch im Bereich der Kultur nimmt der LWL eine zentrale Rolle in Westfalen-Lippe ein. Er betreibt unter anderem 18 Museen. Verschiedene wissenschaftliche Kommissionen erforschen und bewahren das kulturelle Erbe der Region. Darüber hinaus unterstützt der Kommunalverband Kulturinstitutionen und -projekte und fördert den kulturellen Austausch.

Kontakt zum LWL

Freiherr-vom-Stein-Platz 1
48147 Münster
Tel.: 0251 591-01
E-Mail: lw@lw.org
www.lwl.org

LWL-AKADEMIE LIPPSTADT

Die LWL-Akademie Lippstadt bildet Pflegefachkräfte für die psychiatrischen Einrichtungen des LWL in Lippstadt, Warstein und Hamm sowie für Einrichtungen von externen Trägern in der Region aus. Die angehenden Pflegefachkräfte lernen während ihrer dreijährigen Ausbildung verschiedene Versorgungsbereiche kennen, etwa in der stationären oder ambulanten Akut- oder Langzeitpflege in unterschiedlichen Fachdisziplinen wie der Chirurgie, Neurologie oder Psychiatrie. In den zahlreichen Praxiseinrichtungen, mit denen die LWL-Akademie Lippstadt zusammenarbeitet, sammeln sie praktische Erfahrung in ihrem Beruf als Pflegefachperson. Sie schließen die Ausbildung mit einem staatlichen Examen ab, das EU-weit anerkannt wird, und können im Bereich der Krankenpflege, Kinderkrankenpflege und Altenpflege arbeiten. Mit einjähriger Berufserfahrung können sie sich berufspädagogisch zu Praxisanleiterinnen und -anleitern weiterbilden lassen und das Fachwissen an die Lernenden der LWL-Akademie weitergeben sowie die Ausbildung in der Praxis übernehmen. Diese und weitere Fortbildungsmöglichkeiten bietet ebenfalls die LWL-Akademie an.

Kontakt zur LWL-Akademie Lippstadt

Im Hoffholz 6
59556 Lippstadt
Tel.: 02945 981-1550
E-Mail: anja.henrichs@lw.org
www.lwl-akademie-lippstadt.de

LWL-AMT FÜR SOZIALES ENTSCHÄDIGUNGSRRECHT

Opfer einer Gewalttat oder eines Krieges oder auch Impfgeschädigte können sich an das LWL-Amt für Soziales Entschädigungsrecht wenden. Die Beschäftigten beraten Betroffene und helfen ihnen dabei, praktische und finanzielle Unterstützung zu bekommen. Der LWL finanziert bei entsprechender Indikation eine psychische Traumabehandlung oder zahlt den Opfern zum Beispiel eine Grundrente und zusätzlich einen finanziellen Ausgleich, wenn sie aus gesundheitlichen Gründen weniger verdienen können. Unter bestimmten Voraussetzungen haben auch die Angehörigen und Hinterbliebenen der Opfer einen Anspruch auf finanzielle Unterstützung. Darüber hinaus übernimmt der LWL die Kosten für verschiedene Therapien und Reha-Maßnahmen, damit die Betroffenen gesund bleiben oder wieder gesund werden. Nach sogenannten Großschadenereignissen – etwa einem Attentat oder einem Amoklauf – sowie auch nach Gewalttaten, die nur einzelne Personen betreffen, leisten die 19 Trauma-Ambulanzen in Westfalen-Lippe schnelle psychische Hilfe für die Opfer, Zeugen und Ersthelferinnen.

ANHANG

Kontakt zum LWL-Amt für Soziales

Entschädigungsrecht
Von-Vincke-Straße 23–25
48143 Münster
Tel.: 0251 591-8000,
für Opfer von Gewalttaten: 0800-654-654-6
E-Mail: ser@lw.org
www.lwl-soziales-entschaedigungsrecht.de

LWL-BAU- UND LIEGENSCHAFTSBETRIEB

Der LWL-Bau- und Liegenschaftsbetrieb (BLB) ist ein Eigenbetrieb des LWL mit 160 Beschäftigten. Als interner Dienstleister übernimmt er für den Verband zentrale Aufgaben der Liegenschafts- und Gebäudeverwaltung. Er ist für die Grundstücke und Wälder zuständig, die zum eigenen Sondervermögen gehören, sowie für die an den LWL vermieteten Gebäude. Außerdem plant er komplexe Neu-, Um- und Erweiterungsbaumaßnahmen und setzt diese auch um. Dabei nimmt der BLB auch Bauherrenaufgaben wahr und steuert diese als Dienstleister etwa für die Kliniken.

Kontakt zum LWL-Bau- und Liegenschaftsbetrieb

Warendorfer Straße 24
48145 Münster
Tel.: 0251 591-3112
E-Mail: blb@lw.org
www.lwl-blb.de

LWL-FÖRDERSCHULEN

Die 35 LWL-Förderschulen in Westfalen-Lippe fördern und bilden 6.400 Kinder und Jugendliche mit sonderpädagogischem Unterstützungsbedarf in den Förderschwerpunkten Körperliche und motorische Entwicklung, Sehen, Hören und Kommunikation sowie Sprache (Sekundarstufe I). Die Schülerinnen und Schüler lernen neben dem üblichen Unterrichtsstoff auch den Umgang mit Hilfsmitteln und assistiven Technologien. An der Pauline-Schule in Paderborn, einer von acht LWL-Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Sehen, lernen Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen des Sehens zum Beispiel, sich beim Gehen mit einem Taststock zu orientieren und mit einem Diktiergerät zu arbeiten. Schülerinnen und Schüler, die die übliche Schwarzschrift nicht lesen können, erlernen die Blindenschrift (Brailleschrift) sowie blindenspezifische Schreib- und Lesetechniken. Die Schule am Leithenhaus in Bochum gehört zu den sieben LWL-Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Hören und Kommunikation. Ziel ist es, den Schülerinnen und Schülern die Sprache in Laut- und Schriftform so weit wie möglich verfügbar zu machen. Die Kommunikation findet je nach den individuellen Bedürfnissen der Schülerinnen und Schüler in Laut-, Schrift- oder Deutscher Gebärdensprache (DGS) statt.

Kontakt zu den LWL-Förderschulen

Landschaftsverband Westfalen-Lippe
Freiherr-vom-Stein-Platz 1
48147 Münster
Tel.: 0251 591-01
E-Mail: lw@lw.org
www.lwl-schulen.de

ANHANG

**LWL-FREILICHTMUSEUM DETMOLD.
WESTFÄLISCHES LANDESMUSEUM
FÜR ALLTAGSKULTUR**

Im **LWL-Freilichtmuseum Detmold** erleben die Gäste, wie die Menschen in der Region in den vergangenen 500 Jahren gewohnt und gearbeitet haben. Rund 120 landwirtschaftliche Höfe, Wohn- und Handwerkerhäuser, Kapellen sowie eine Tankstelle wurden an ihren ursprünglichen Standorten in ganz Westfalen ab- und auf dem Museumsgelände wieder aufgebaut und originalgetreu eingerichtet. Sie stehen in Höfegruppen und typischen Siedlungen zusammen, zum Beispiel als Einzelhöfe wie der Münsterländer Gräftenhof mit Haupthaus und Nebengebäuden, als Siegerländer Weiler oder in einer Dorfstruktur wie dem Paderborner Dorf. In einigen Werkstätten führen heute wieder Bäckerinnen, Schmiede, Fotografinnen und Töpfer ihr Handwerk vor. In den Gärten, auf den Wiesen, Weiden und den Äckern, die die Häuser und Dörfer umgeben, erhält das Museumsteam alte Pflanzenarten und -sorten sowie Nutzierrassen. Einige der Tierrassen sind heute sehr selten oder sogar vom Aussterben bedroht, etwa die Senner Pferde, das Siegerländer Rotvieh, das Bentheimer Landschaft und die Lippegans.

Kontakt zum LWL-Freilichtmuseum Detmold
Krummes Haus
32760 Detmold
Tel.: 05231 706-0
E-Mail: lwl-freilichtmuseum-detmold@lwl.org
www.lwl-freilichtmuseum-detmold.de

**LWL-INDUSTRIEMUSEUM. WESTFÄLISCHES
LANDESMUSEUM FÜR INDUSTRIEKULTUR**

Die **LWL-Industriemuseen** sind ein Verbund mit acht historischen Industriemuseen in Westfalen-Lippe. In den Zechen Zollern (Dortmund), Hannover (Bochum) und Nachtigall (Witten), der Henrichshütte (Hattingen), der Spinnerei und Weberei des **TextilWerk Bocholt**, der Ziegelei Lage und der Glashütte Gernheim sehen und erleben die Museumsgäste, wie früher in Bergwerken und Fabriken der Region gearbeitet wurde. Schauvorführungen zeigen historische Technik, Fahrzeuge und Maschinen in Funktion. Das Schiffshebewerk Henrichenburg (Waltrop), ein riesiger Aufzug für Schiffe im Dortmund-Ems-Kanal, wird zwar nicht mehr benutzt, kann aber von allen Seiten und sogar von zwei hohen Türmen aus besichtigt werden. In allen Industriedenkmalern finden neben Ausstellungen regelmäßig Konzerte und andere Kulturveranstaltungen sowie Workshops statt. Die **Zeche Zollern** ist die Zentrale des Museums und gilt als eines der schönsten Denkmäler der industriellen Vergangenheit. Sie wird deshalb auch „Schloss der Arbeit“ genannt. Besonders sehenswert ist die Maschinenhalle mit ihrem eindrucksvollen Jugendstilportal. Die Dauerausstellung erzählt die Geschichte dieses Bergwerks und der Menschen, die dort gearbeitet haben.

Kontakt zum LWL-Industriemuseum
Grubenweg 5
44388 Dortmund
Tel.: 0231 6961-0
E-Mail: industriemuseum@lwl.org
www.lwl-industriemuseum.de
Zum Soundprojekt: www.soundofchanges.eu

LWL-INKLUSIONSAMT ARBEIT

Das **LWL-Inklusionsamt Arbeit** berät und unterstützt Menschen mit Behinderungen und ihre Arbeitgebenden in Westfalen-Lippe. Der Technische Beratungsdienst und andere Fachleute helfen zum Beispiel dabei, einen Arbeitsplatz mit den richtigen Hilfsmitteln oder einer passenden Software behinderungsgerecht zu gestalten. Der LWL übernimmt die Kosten dafür und stellt bei Bedarf auch eine Arbeitsassistentin oder einen Jobcoach, die Angestellte mit Behinderungen für eine begrenzte Zeit oder dauerhaft bei ihrer Arbeit begleiten. **Inklusionsbetriebe**, die besonders zwischen 30 und 50 Prozent Menschen mit Behinderungen einstellen, können eine zusätzliche finanzielle Unterstützung beantragen. Die Aufgaben und Leistungen des **LWL-Inklusionsamts Arbeit** werden aus der Ausgleichsabgabe und den Umlagemitteln des LWL finanziert. Unternehmen mit mindestens 20 Beschäftigten müssen die Ausgleichsabgabe zahlen, wenn sie weniger als fünf Prozent ihrer Arbeitsplätze mit Menschen mit Behinderungen besetzen.

Kontakt zum LWL-Inklusionsamt Arbeit
Von-Vincke-Straße 23–25
48143 Münster
Tel.: 0251 591-3740
E-Mail: inklusionsamt-arbeit@lwl.org
www.lwl-inklusionsamt-arbeit.de

ANHANG

LWL-INKLUSIONSAMT SOZIALE TEILHABE

Das **LWL-Inklusionsamt Soziale Teilhabe** unterstützt Menschen mit Behinderungen dabei, ein möglichst selbstständiges und selbstbestimmtes Leben zu führen. Zum Beispiel im **Ambulant Betreuten Wohnen**: Erwachsene mit Behinderungen leben in einer eigenen Wohnung oder in einer Wohngemeinschaft und werden je nach Bedarf bei Behördengängen, beim Einkaufen oder im Haushalt unterstützt. Kann jemand mit Behinderungen nicht oder nicht mehr allein leben, hat die Person Anspruch auf einen Platz in einem Wohnheim oder einer Pflegeeinrichtung. Der LWL fördert außerdem Tagesstätten, die Menschen mit psychischen Erkrankungen dabei helfen, ihren Tagesablauf zu strukturieren. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene mit Behinderungen unterstützt das **LWL-Inklusionsamt Soziale Teilhabe** bei ihrer Ausbildung und im Studium. Schülerinnen und Schüler können ein Internat besuchen, wenn sie dort besser lernen können als an einer Regelschule. Studierende mit Behinderungen haben Anspruch auf technische Hilfsmittel und Studienassistenz wie Gebärdendolmetscherinnen und -dolmetscher.

Kontakt zum LWL-Inklusionsamt Soziale Teilhabe
Warendorfer Straße 26–28
48133 Münster
Tel.: 0251 591-5115
E-Mail: soziales@lwl.org
www.lwl-inklusionsamt-soziale-teilhabe.de

LWL-JUGENDHILFEZENTRUM MARL

Das **LWL-Jugendhilfezentrum Marl** fördert und unterstützt junge Menschen, die wegen schwieriger persönlicher und sozialer Umstände Hilfe benötigen. In 14 stationären Wohngruppen im Ruhrgebiet und im Münsterland betreuen Sozialpädagogen und Sozialarbeiterinnen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Alter zwischen sechs und 27 Jahren. Grundschulkinder können an drei Standorten in Marl und Gelsenkirchen Tagesgruppen besuchen und werden dort individuell gefördert. In einer Mutter-Vater-Kind-Einrichtung werden Schwangere, alleinerziehende Mütter/Väter und Kleinstfamilien betreut. Außerdem bietet das **LWL-Jugendhilfezentrum Marl** mit den sogenannten Flexiblen Hilfen eine ambulante Betreuung an. Kinder und Jugendliche, die vorübergehend oder dauerhaft nicht mehr in ihrer Familie leben können, vermittelt das **Jugendhilfezentrum** an qualifizierte Pflegefamilien oder Einzelpersonen. Die „Westfälischen Pflegefamilien“ bieten Kindern mit Behinderungen oder jungen Menschen, die vernachlässigt oder misshandelt worden sind, ein neues Zuhause. Die „Familiäre Bereitschaftsbetreuung“ ist dagegen als Übergangslösung für Säuglinge und Kleinkinder gedacht, die aus Krisensituationen herausgenommen wurden und emotional stark belastet sind.

Kontakt zum LWL-Jugendhilfezentrum Marl
Rappaportstraße 8b
45768 Marl
Tel.: 02365 92488-0
E-Mail: jhz.marl@lwl.org
www.lwl-jugendhilfezentrum.de

LWL-KLINIK DORTMUND

In der **LWL-Klinik Dortmund** werden Betroffene aus Dortmund und dem Kreis Unna psychiatrisch, psychotherapeutisch und psychosomatisch behandelt. Jedes Jahr nehmen die vier Krankenhausabteilungen mehr als 8.000 Menschen stationär auf. Die Abteilungen Allgemeine Psychiatrie 1 und 2 helfen Menschen, die an einer Depression, einer Psychose oder einer anderen psychischen Erkrankung leiden oder in einer schweren Lebenskrise Unterstützung brauchen. Menschen ab dem 60. Lebensjahr werden in der Abteilung Gerontopsychiatrie behandelt, Abhängigkeitskranke werden in der Abteilung für Suchtmedizin und im angeschlossenen **LWL-Rehabilitationszentrum Ruhrgebiet** betreut. Für Menschen, die nicht stationär aufgenommen werden müssen, gibt es ambulante Therapieangebote sowie sieben Tageskliniken mit unterschiedlichen Schwerpunkten in Dortmund und den umliegenden Orten. Darüber hinaus arbeitet die **LWL-Klinik Dortmund** eng mit dem **LWL-Wohnverbund** und dem **LWL-Pflegezentrum Dortmund** zusammen, die stationäre Förderung, Pflege sowie ambulant betreute und stationäre Wohnmöglichkeiten anbieten.

Kontakt zur LWL-Klinik Dortmund
Marsbruchstraße 179
44287 Dortmund
Tel.: 0231 4503-01
E-Mail: lwl-klinik.dortmund@lwl.org
www.lwl-klinik-dortmund.de

ANHANG

LWL-KLINIKUM GÜTERSLOH

Das LWL-Klinikum Gütersloh ist ein modernes Behandlungszentrum mit sechs Fachkliniken: Allgemeine Psychiatrie und Psychotherapie, Gerontopsychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Suchtmedizin, Innere Medizin sowie Neurologie. Insgesamt können 338 Menschen stationär behandelt werden, außerdem gibt es ambulante Therapieangebote und 91 Tagesklinikplätze. Die Klinik für Gerontopsychiatrie und Psychotherapie bietet eine stationäre, tagesklinische oder ambulante Behandlung für ältere Menschen mit Angst- oder Zwangserkrankungen, Suchterkrankungen, Depressionen und anderen psychischen Erkrankungen. Diese Menschen haben häufig auch körperliche Erkrankungen oder brauchen eine ergo- oder physiotherapeutische Unterstützung. Im **Zentrum für Altersmedizin**, einem Kooperationsprojekt von LWL-Klinikum Gütersloh, St. Elisabeth-Hospital Gütersloh und weiteren Partnern, arbeiten deshalb Neurologinnen, Fachärzte für Innere Medizin, Psychiaterinnen und Physiotherapeuten eng zusammen. Sie betreuen die Betroffenen gemeinsam und stimmen alle Behandlungen optimal aufeinander ab.

Kontakt zum LWL-Klinikum Gütersloh

Buxelstraße 50
33334 Gütersloh
Tel.: 05241 502-0 (Information/Pforte),
05241 502-2777 (Zentrale Patientenaufnahme)
E-Mail: info@lwl-klinik-guetersloh.de
www.lwl-klinik-guetersloh.de

LWL-KOORDINATIONSSTELLE SUCHT

Die LWL-Koordinationsstelle Sucht engagiert sich in der Suchthilfe und -prävention. Das Team bildet Fachkräfte aus und entwickelt innovative Konzepte, zum Beispiel für spezielle Zielgruppen wie Jugendliche, Männer oder Menschen mit Migrationshintergrund. Außerdem berät, informiert und vernetzt die Koordinationsstelle Sucht kommunale und freie Einrichtungen der Drogen-, Sucht- und Jugendhilfe, Selbsthilfeorganisationen sowie politisch Verantwortliche aus Westfalen-Lippe. Auch auf Landes-, Bundes- und europäischer Ebene sind die LWL-Fachleute gut vernetzt. Sie tauschen sich in Fachbeiräten, -ausschüssen und -gesellschaften mit Partnerinnen und Partnern aus Nordrhein-Westfalen und ganz Deutschland über neue Forschungsansätze und -ergebnisse aus. Im europäischen Netzwerk „euro net“ arbeiten Praxiseinrichtungen der Suchtprävention aus 17 EU-Ländern zusammen und entwickeln in gemeinsamen mehrjährigen Modellprojekten die Suchthilfe weiter.

Kontakt zur LWL-Koordinationsstelle Sucht

Schwelungstraße 11
48145 Münster
Tel.: 0251 591-3267
E-Mail: kswl@lwl.org
www.lwl-ks.de

LWL-MUSEUMSAMT FÜR WESTFALEN

Das LWL-Museumsamt für Westfalen ist ein Dienstleister für die rund 670 Museen und Gedenkstätten in Westfalen-Lippe. Die Beschäftigten beraten zu Ausstellungs- und museumspädagogischen Konzepten oder unterstützen die Verantwortlichen vor Ort dabei, Neu- oder Umbauten zu planen. Ziel dieser Arbeit ist es, neue Impulse für eine professionelle Museumsarbeit in der Region zu geben. Wenn Museumsleitungen in ihren Häusern etwas verändern und modernisieren möchten, können sie beim LWL-Museumsamt Fördergelder beantragen. Darüber hinaus erarbeitet das Team eigene Wanderausstellungen und bringt sie auf Wunsch zu Häusern in der Region. Das LWL-Museumsamt bietet Hilfsmittel zur Inventarisierung und Dokumentation an, organisiert Tagungen sowie Aus- und Weiterbildungen und unterhält das Museumportal Westfalen-Lippe, in dem aktuelle Informationen zu allen Museen und Sonderausstellungen zu finden sind.

Kontakt zum LWL-Museumsamt für Westfalen

Erbdrostenhof
Salzstraße 38
48133 Münster
Tel.: 0251 591-4662
E-Mail: museumsamt@lwl.org
www.lwl-museumsamt.de

ANHANG

LWL-PREUSSENMUSEUM MINDEN

Das LWL-Preußenmuseum in Minden erzählt in der innovativen Dauerausstellung „Potschblitz Preußen!“ Geschichten aus der preußischen Vergangenheit Westfalens. Das Besondere: Im Mittelpunkt der Ausstellung mit stark szenografischem Ansatz stehen nicht die Herrschenden und militärischen Anführer, sondern die Kultur- und Sozialgeschichte und viele Fakten, die die gängigen Klischees über Preußen infrage stellen. Die Gäste lernen zum Beispiel, wie divers der preußische Staat war, welche Wanderungsbewegungen und Reformen ihn geprägt und welche Frauen eine wichtige Rolle gespielt haben. Die Ausstellung zeigt außerdem, wie stark die preußische Geschichte unseren Alltag bis heute prägt: Die Sozialversicherungen und die Zivilehe wurden beispielsweise in Preußen eingeführt. Auch die Namen von Fußballmannschaften wie Borussia Dortmund oder Preußen Münster erinnern an den historischen Staat. Das Team des LWL-Preußenmuseums betreut auch das **LWL-Besucherzentrum im Kaiser-Wilhelm-Denkmal** in Porta Westfalica. Das Besucherzentrum bietet Einblicke in die Geschichte des zweitgrößten deutschen Nationaldenkmals und seiner Umgebung: von den Römern über preußische Denkmalkultur bis zur Zwangsarbeit in der NS-Zeit direkt unter dem Monument.

Kontakt zum LWL-Preußenmuseum Minden

Simeonsplatz 12
32427 Minden
Tel.: 0571 83728-0
E-Mail: preussenmuseum@lwl.org
www.lwl-preussenmuseum.de

LWL-THERAPIEZENTRUM FÜR FORENSISCHE PSYCHIATRIE MARSBERG

Das LWL-Therapiezentrum für Forensische Psychiatrie Marsberg ist eine Fachklinik für suchtkranke Straftäter. Sie bietet 111 stationäre Behandlungsplätze für Männer, die unter Drogen- oder Alkoholeinfluss oder im direkten Zusammenhang mit Drogen oder Alkohol eine Straftat begangen haben und für die ein Gericht die Unterbringung im Maßregelvollzug angeordnet hat. Die Patienten leben im LWL-Therapiezentrum Marsberg in Wohngruppen zusammen. Sie werden hier mindestens zwei Jahre lang behandelt, um ihre Suchterkrankung zu überwinden und später wieder am gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können. Die sichere Unterbringung und die Behandlung in der Forensischen Psychiatrie sollen die Patienten selbst davor bewahren, rückfällig und wieder straffällig zu werden. Gleichzeitig soll damit die Gesellschaft kurz- und langfristig vor weiteren schweren Straftaten geschützt werden. In Marsberg gibt es darüber hinaus die große psychiatrische LWL-Klinik mit diversen Fachabteilungen und die LWL-Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, außerdem ein LWL-Pflegezentrum, einen LWL-Wohnverbund und die LWL-Akademie für Gesundheits- und Pflegeberufe.

Kontakt zum LWL-Therapiezentrum für Forensische Psychiatrie Marsberg

Mühlenstraße 26
34431 Marsberg
Tel.: 02992 601-2000
E-Mail: therapiezentrum-marsberg@lwl.org
www.lwl-therapiezentrum-marsberg.de

STIFTUNG KLOSTER DALHEIM. LWL-LANDESMUSEUM FÜR KLOSTERKULTUR

Das LWL-Landesmuseum für Klosterkultur ist einzigartig in Deutschland: Es zeigt eine Dauerausstellung und Sonderausstellungen in einer fast komplett erhaltenen historischen Klosteranlage. Im Kloster Dalheim bei Lichtenau im Kreis Paderborn können die Gäste unter anderem die mittelalterliche Kirche, den Kreuzgang, verschiedene Wirtschaftsgebäude und die Klostergärten besichtigen. Im Museum zeigen Alltagsgegenstände, Messgewänder, Kelche und Monstranzen, wie Mönche und Nonnen heute in Klöstern leben und wie Ordensgemeinschaften in früheren Jahrhunderten beteten und arbeiteten. Auf dem Klostergelände finden jedes Jahr viele Veranstaltungen statt, zum Beispiel das Kulturfestival Dalheimer Sommer, das Open-Air-Festival Sommernachtslieder, der Dalheimer Advent und der größte Klostermarkt Europas, auf dem Nonnen und Mönche aus rund 40 Klöstern und Stiften Lebensmittel, Kerzen, Rosenkränze und andere selbst hergestellte Produkte verkaufen. Das Museum wird gemeinsam vom LWL und der Stiftung *Kloster Dalheim* betrieben.

Kontakt zum LWL-Landesmuseum für Klosterkultur

Am Kloster 9
33165 Lichtenau
Tel.: 05292 9319-0
E-Mail: kloster-dalheim@lwl.org
www.lwl.org/LWL/Kultur/kloster-dalheim

Impressum

Wir in Westfalen-Lippe.
Menschen und ihre Geschichten

Herausgeber

Der Direktor des Landschaftsverbandes
 Westfalen-Lippe (LWL)

Koordination

Michaela Thier

Redaktion

Frank Tafertshofer

LWL-Press- und Öffentlichkeitsarbeit

Freiherr-vom-Stein-Platz 1 · 48133 Münster
 0251 591-4406
 oeffentlichkeitsarbeit@lwl.org · www.lwl.org

Text

Marc-Stefan Andres, ag text, Münster

Fotos

Matthias Haslauer, Hamburg

Lektorat

Sibylle Brakelmann, Hagen

Gestaltung

Oktober Kommunikationsdesign GmbH,
 Bochum

Druck und Bindung

Druck & Verlag Kettler GmbH, Bönen

Auflage

2.000 Exemplare

Bildnachweis

LWL/Haslauer, alle außer Becher, B. u. H., © 2001, repräsentiert durch
 Becher, M.: S. 53; dpa/Wiedl: S. 251 r. u.; Dr. Oetker KG: S. 197;
 LWL: S. 252 m., r., S. 253 m., r. o., S. 254 l. u., m.; LWL/LWL-Medien-
 zentrum für Westfalen: S. 250 (3), S. 251 l. (2), m., r. o., S. 252 l.,
 S. 253 l. (2); LWL/Neander: S. 255 l. u.; LWL/Schulte-Fischedick:
 S. 254 r. o.; LWL/Wieland: S. 253 r. u., S. 254 l. o., r. u., S. 255 l. o.;
 Ottendörfer: S. 52; Stadt Soest/Sliwa: S. 23; Wasserburg Anholt: S. 133


© LWL, 1. Auflage 2021

Dank

Der LWL dankt allen, die ihn bei der Arbeit an diesem Buch unter-
 stützt haben. Ein besonderer Dank gilt den Menschen, die ihm Rede
 und Antwort gestanden haben. Sie geben der Arbeit des LWL und
 Westfalen-Lippe ein Gesicht.



Abwechslungsreiche Landschaften, unglaubliche Natur, malerische Dörfer, urbane Großstädte – Westfalen-Lippe ist ein höchst unterschiedlicher Raum, den eines eint: Hier leben Menschen, die sich in vielen Projekten für ein gutes Leben einsetzen. Von ihnen erzählt dieses Buch, von ihren Ideen, ihren Träumen, ihrem Engagement. Die Geschichten sollen beschreiben, was in Westfalen-Lippe wirklich wichtig ist – und zeigen, wie der LWL dabei mithilft, dass die Region auch weiterhin so lebenswert bleibt. Auf dem Titel abgebildet ist Friederike Feck aus Lippstadt. Ihre Geschichte ist ab S. 24 zu lesen.

The image is a scenic landscape photograph. In the foreground, a small sailboat with a single mast and a light-colored sail is on the water. The water is calm with some ripples. In the middle ground, there is a shoreline with a dense forest of trees. The background shows rolling hills or low mountains under a sky filled with large, white, fluffy clouds. The overall atmosphere is peaceful and natural.

Westfalen-Lippe ist Stadt
und Land, Ruhe und Leben,
Wald und Wasser – Vielfalt
eben, die auch die Menschen
in der Region auszeichnet.
Und sie haben etwas zu
erzählen.
